

Golf-Spezial

DIE WELTWOCHEN

19. Mai 2022 – 90. Jahrgang

1. Weltwoche Open
Jetzt anmelden für Turnier
und Bankett in Andermatt
am 23. Juni 2022

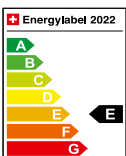


Schwung des Lebens

Mit Michael Ringier, Babe Zaharias, den Geschwistern Métraux,
Kurt W. Zimmermann, Barack Obama, Michael Bahnerth u. v. a.



Der neue Maserati Grecale GT. Everyday Exceptional



Kraftstoffverbrauch kombiniert (l/100 km): 9,2 – 8,7 // CO₂-Emissionen kombiniert (g/km)*: 208 – 198 // Energieeffizienz-Kategorie: E
*CO₂ ist das für die Erderwärmung hauptverantwortliche Treibhausgas; Die mittlere CO₂-Emission aller (markenübergreifend) angebotenen Fahrzeugtypen in der Schweiz beträgt 169 g/km. Der CO₂-Zielwert beträgt 118 g/km. (WLTP).



HEBT SICH DANK ELEGANZ UND KRAFT
AUSSERGEWÖHNLICH AB.

PREMIUM AUTOMOBILE AG
Orpundstrasse 77 - 2501 Biel
Telefon: 032 341 57 57
www.premiumautomobile.ch



PREMIUM AUTOMOBILE AG

Eine Sportart wie keine andere

Ein Tennisplatz ist immer 23,77 Meter lang und 8,23 Meter breit. Immer und überall. Ein Tennisplatz in Schottland unterscheidet sich nicht von einem Tennisplatz in Spanien.

Bei einem Golfplatz ist das vollkommen anders. Ein Golfplatz in Schottland und ein Golfplatz in Spanien sind zwei Welten. Der erste ist flach, karg bewachsen und führt der windigen Küste entlang. Der zweite ist hügelig, gesäumt von altem Baumbestand und glänzt im flirrenden Sonnenlicht. Jeder Golfplatz ist ein individuelles Kunstwerk der Gartenarchitektur.

Ich kenne darum niemanden, der sagt: «Du, da oben bei Edinburgh und da unten bei Málaga, da haben sie tolle Tennisplätze, 23,77 auf 8,23 Meter gross, da müssen wir unbedingt hin.» Aber ich kenne viele, die sagen: «Du, da oben bei Edinburgh und da unten bei Málaga, da haben sie tolle Golfplätze, mal direkt am Meer, mal in den Hügeln Andalusiens, da müssen wir unbedingt hin.»

Damit ist zu einem guten Teil erklärt, warum viele Golfspieler so vernarrt sind in diesen Sport. Weil sich das Spielfeld jedes Mal in vollkommen anderen optischen Dimensionen präsentiert. Neben Golf gibt es das allenfalls noch beim Skifahren. Beim Golf ist oft die Natur das Spektakel, nicht der Sport. Um einmal den grossartigen Platz von Muirfield zu spielen, nehmen die Golfer den Flieger nach Edinburgh. Um einmal den famosen Platz von Valderrama zu spielen, nehmen sie den Flieger nach Málaga.

Für die Golfspieler unter unseren Leserinnen und Lesern bringt das Golf-Spezial der



«Sehen Sie dort hinten diese Fahne?»:
Club de Golf Valderrama, Malaga.

Weltwoche vielleicht ein paar Anregungen für ihren Sport. Für die Nicht-Golfer unter unseren Leserinnen und Lesern kann es nur eine einzige Anregung sein: Vielleicht sollten Sie doch endlich ein paar Schläger kaufen.

Dass es nicht allzu schwer ist, belegt der klassische Golfwitz für Einsteiger: Ein Golfanfänger betritt zum ersten Mal einen Platz. «Was muss ich tun?», fragt er den Golflehrer. «Sehen Sie dort hinten diese Fahne?», fragt der Golflehrer, «dorthin müssen sie den Ball schlagen.» Der Anfänger nimmt einen Schläger, haut auf den Ball, und der Ball bleibt dreissig Zentimeter neben der Fahne liegen. «Und was muss ich jetzt tun?», fragt der Anfänger. «Jetzt müssen Sie den Ball nur noch ins Loch schieben», sagt der verdutzte Golflehrer. «Und das sagen Sie mir jetzt!»

Kurt W. Zimmermann

INHALT

- 6 **Zehn Dinge, die Sie über Golf wissen müssen**
- 8 **Gipfel des Golfs**
Der älteste Golfklub der Schweiz
- 12 **Meine Platzreifepfung**
Achtung, Anfänger!
- 13 **1. Weltwoche Open**
Golfturnier am Gotthard
- 14 **Helvetisches Trauerspiel**
In keiner Sportart sind die Schweizer Männer so schlecht wie im Golf
- 16 **Sie nutzte gleich ihre erste Chance**
Ungleich besser als ihre männlichen Pendant: Morgane Métraux und Co.
- 17 **Bessere Welt**
Snobs auf dem Golfplatz?
- 18 **«Darum hören wir alle niemals auf»**
Verleger Michael Ringier über die seltsame Faszination des Golfspiels
- 21 **Schuld und Sühne**
Wer ist verantwortlich für schlechte Schläge?
- 22 **Bein, Bauch, Brüste**
Golf und Sex, es ist kompliziert
- 23 **Wer hat's erfunden?**
Wie 1954 das Minigolf entstand
- 24 **Sechs Weltwunder**
Die schönsten Exemplare aller Golfplatztypen
- 28 **«Läden sind mein Leben»**
Marc Rohr, der grösste Golfhändler der Schweiz
- 30 **Von einem anderen Stern**
Ausnahmesportlerin Babe Zaharias
- 31 **Männchen für alles**
Vom Journalismus zum Golfklub
- 32 **Golfschlag oder Militärschlag?**
US-Präsidenten und ihr Handicap
- 34 **Das berühmteste Loch der Welt**

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Produktion:** Oliver Schmuki.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:
8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon +41 43 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



10 Dinge, die Sie über Golf wissen müssen

Darf man betrügen? Soll man Mitspieler duzen?
Wer war besser, Tiger oder Bobby?

Kurt W. Zimmermann

1. Ist Golf ein Sport?

Das ist Interpretationssache. Golf hat den grossen Vorteil, dass man es als Sport oder als Spiel betreiben kann.

Sport ist es dann, wenn man die rund acht Kilometer, die eine Golfrunde misst, zu Fuss



Eine Frage der Definition.

hinter sich bringt, am besten in einem Matchplay, einem direkten Duell gegen einen Mitspieler. In diesem Fall spielt man hochkonzentriert und zügig zugleich. Nach etwa dreieinhalb Stunden ist man dann im Klubhaus zurück.

Spiel ist es dann, wenn man ein paar eisgekühlte Biere in den Golfwagen verfrachtet, zwischen den Schlägen an einer dicken Zigarre zieht und dann mit drei ebenso ausgerüsteten Kollegen eine fröhliche Runde dreht, auf der man sich zwielichtige Witze erzählt. In diesem Fall braucht man länger, weil die Bälle seltsamerweise immer wieder im Wald landen.

Erfahrene Golfer betreiben Golf dreimal die Woche als Sport und dreimal die Woche als Spiel. Sonntag ist dann Ruhetag.

2. Wird beim Golf betrogen?

In der Theorie nein. In der Praxis ja.

In der Theorie ist Golf ein Gentleman's Game. Ein Gentleman betrügt nicht. Das ist darum wichtig, weil es keinen anderen Sport gibt, bei dem man so leicht betrügen kann. Man ist beim Golfspielen oft allein im Gelände, der nächste Mitspieler ist fünfzig Meter entfernt – wer sieht dann schon, wenn man den Ball mit der Schuhspitze aus dem hohen Gras kickt?

In der Praxis ist die Versuchung gross. Drei Viertel aller Golferinnen und Golfer, so zeigen Umfragen, betrügen von Zeit zu Zeit. Die beliebteste Schummelei ist die Kunst, die Lage des Balls mit dem Schläger zu verbessern. Ähnlich beliebt ist es, beim Zählen an Gedächtnischwund zu leiden.

Eine interessante Variante brachte auch James Bond ein. Als er gegen Goldfinger spielte, drückte er dessen Ball mit dem Absatz unauffindbar ins Erdreich hinein.

3. Wer hat Golf erfunden?

Pieter van Afferden ist die wichtigste Figur in der Geschichtsschreibung des Golfsports. Denn er entschied die Frage, wer es erfunden hat.

Van Afferden war Rektor der Lateinschule in Amsterdam. 1545 publizierte er das Buch «Tyrocinium latinae linguae». Er beschrieb



«Kolve»: Der Golfsport kommt aus Holland.

darin den Golfsport in Holland. Sie nannten es «kolve». Das Buch war dann lange verschollen und tauchte erst 1970 wieder auf.

Damit war die jahrhundertealte Frage entschieden, ob die Niederländer oder die Schotten das Golfspiel erfunden hatten. Es waren definitiv nicht die Schotten. Die erste schottische Golfbeschreibung, «Vocabula» von David Wedderburn, erschien fast ein Jahrhundert später.

Auch die lexikalische Institution der «Encyclopaedia Britannica» resignierte und schrieb in britischer Fairness: «Die Schotten als Erfinder von Golf – ein populärer Trugschluss.»

4. Was ist ein Handicap?

Natürlich haben die Briten das Handicap erfunden. Denn die Briten wetten auf alles: auf Rennpferde, auf das Wetter, auf die Hutfarbe der Königin am «Queen's Birthday».

Das Problem beim Golf war, dass ein guter Spieler immer gegen einen schlechten Spieler gewinnt. Für eine faire Wette musste also ein Ausgleich her. Der gute Spieler bekam darum aufgrund seiner Turnierresultate nun beispielsweise ein Handicap 5. Der schlechte Spieler bekam ein Handicap 25. Der schlechte Spieler durfte damit 20 Schläge mehr auf einer Runde brauchen.

Damit war Golf wetttauglich gemacht. Schlechte Spieler konnten gegen gute Spieler antreten, und alle hatten die gleiche Chance. In England ging es dann meistens um ein paar Pfund. In Schottland um ein paar Whiskys.

5. Was trägt man beim Golfen?

Der «Ladies Day» ist in den meisten Klubs am Mittwoch. Es ist der Tag, an dem eine Welle von Pink die Golfplätze überrollt. Golfende Damen tragen mit Vorliebe Pink. Wenn es nicht Pink ist, dann ist es Rosa, die etwas blässere Version von Pink.



Keine Uniform: Ladies Day.

Golf ist ein Sport, bei dem man sich individuell kleidet. Anders als etwa beim Fussball gibt es keine Uniformen. Das Outfit signalisiert dadurch die innere Verfassung.

Nun ist Golf ein ausnehmend fröhliches Spiel. Das schlägt sich äusserlich nieder. Wenn die Frauen nicht gerade in Pink oder Rosa unterwegs sind, dann treten sie als gemusterte Leopardinnen oder hellgrüne Giftzwerge auf.

Auch bei den Männern ist der Hang zu knalligen Farben im Trend. Wenn Sie also demnächst einem Herrn in einer zitronengelben Hose und einem violetten T-Shirt mit orangen Punkten begegnen, dann wissen Sie: Der Herr ist auf dem Weg zum Golfplatz.

6. Wie gehen Golfwitze?

Viele Golfwitze haben eines gemeinsam. Sie sind leicht anzüglich. Ein Beispiel:

Eine Frau vergnügt sich mit ihrem Geliebten. Da klingelt ihr Handy. «Wer war das?», fragt er. Sie: «Das war mein Mann. Er sagt, es wird etwas später werden, denn er ist mit dir auf dem Golfplatz.»

Es gibt Tausende von Witzen über Golf. Das ist einzigartig. Über keine andere Sportart gibt es so viele Witze. Stabhochsprungwitze oder Tischtenniswitze etwa sucht man vergeblich. Der Grund ist naheliegend: Golf ist ein so schwieriger Sport, dass auch gute Spieler den



Da hilft nur Humor.

Ball regelmässig ins Gebüsch oder ins Wasser hauen. Gegen dieses ständige Versagen helfen nur Humor und Selbstironie. Dazu ein Witzklassiker: Ein Mann zum Pfarrer: «Sagen Sie, ist es eine Sünde, an einem Feiertag zu spielen?» – «So wie Sie spielen, ist es immer eine Sünde.»

7. Wie wichtig ist die Golfindustrie?

Per Ende 2021 gab es auf der Welt 544 866 Golfplätze. Sie verteilen sich auf 31 773 Golfplätze.

Auf all den Plätzen fallen Dutzend von Milliarden für Klubmitgliedschaften, Platz-Tickets und Honorare für Golflehrer an. Dazu kommen die Umsätze mit Golfzubehör, also mit Schlägern, Schuhen, Bällen und Textilien, sowie die Umsätze in den Klubhausrestaurants und die Sponsoring-Gelder für Turniere. Einen gewichtigen Teil macht der Tourismus aus, mit Reisen von Schottland bis Thailand. Dazu gibt es Zulieferer aller Art, von Golf-Carts bis zur

Agrochemie. Die gesamte Golfindustrie setzt jährlich rund 200 Milliarden Euro um. Mit Golf sind damit weltweit rund fünf Millionen Arbeitsplätze verbunden, vom Platzgärtner in Grönland bis zur Reiseleiterin in Südafrika.

Es gibt 245 Länder auf der Welt. In 208 davon wird Golf gespielt. Zu den wenigen Ausnahmen gehört Liechtenstein. Man ist schliesslich ein Finanzplatz und kein Golfplatz.

8. Wer ist der beste Spieler aller Zeiten?

Tiger Woods war nicht schlecht, aber Bobby Jones war besser.

Im Jahr 1930 gewann Bobby Jones alle vier Major-Titel, darunter die US Open und die British Open. Er war der Erste, dem das gelang, und er schrieb damit Sportgeschichte.

Nach seinem vierfachen Triumph hatte Bobby Jones genug. Er war 28-jährig. Er eröffnete in Atlanta eine Anwaltskanzlei und spielte nur noch zum Spass.

Das Erstaunlichste an Bobby Jones war sein Desinteresse an Geld. Der weltbeste Spieler war sein Leben lang Amateur. Die hochdotierten US Open und British Open gewann er sieben



Gut und fair: Bobby Jones, 1934.

Mal. Das Preisgeld für den Sieger ging dann jeweils an den Zweitplatzierten, weil Jones als Amateur kein Geld annehmen durfte.

Jones war renommiert für seinen Sportsgeist. In einem Turnier bewegte einmal der Wind seinen Ball. Jones bestand darauf, einen Strafschlag zu bekommen. Am nächsten Tag rühmten die Zeitungen seine enorme Fairness. Jones kommentierte: «Ihr könnt mich genauso gut dafür rühmen, dass ich keine Bank überfallen habe.»

9. Spielen Sozialisten Golf?

Mit 73 Jahren kapierte es endlich auch Gerhard Schröder. Der ehemalige SPD-Bundeskanzler

begann Golf zu spielen. Nun war Schröders Ruf bei den Linken schon länger ruiniert. Da kannst du als Sozi genauso gut mit Golfspielen anfangen.

Es gibt keine andere Sportart ausser Golf, die noch dermassen in politischen Schranken verläuft. Golf ist für die Roten des Teufels.

Ein gutes Beispiel war Pascale Bruderer. Die ehemalige Nationalratspräsidentin aus



Revolutionsromantik: Che gegen Fidel.

der SP spielte Golf. Der Golfklub des Schweizer Parlaments fragte sie an, ob sie nicht auch mitmachen möchte. Sie lehnte umgehend ab. Um Himmels willen, wenn das meine Wähler erfahren würden!

Nun gibt es auch Ausnahmen, etwa Fidel Castro und Che Guevara. Sie spielten beide Golf, Fidel lausig, der Bürgersohn Che recht gut. Es gibt eine Reportage des kubanischen Fotografen Alberto Korda, der die beiden 1959 auf dem Platz des Habana Country Clubs zeigt. Sie spielten beide in Uniform und in Schnürstiefeln. Etwas Revolutionsromantik musste auch auf dem Golfplatz sein.

10. Sind Golfspieler per du?

Auf dem Golfplatz gilt die Regel: Unter Mitspielern wird geduzt.

Wer also mit ehemaligen Bundesräten wie Dölf Ogi und Ruth Metzler per du sein möchte, muss mit ihnen nur eine Runde spielen. Das Du gilt dann lebenslang.

Auf den ersten Blick widerspricht das Du dem Vorurteil, beim Golf handle es sich um eine abgehobene Angelegenheit. Ansonsten gibt es Du-Kulturen eher im Arbeitermilieu, etwa unter Lastwagenfahrern und Bauarbeitern.

Auf den zweiten Blick ist es das Gegenteil. Das Du auf dem Platz stammt aus der Zeit, als Golf noch ein Sport der Elite war. Man war unter sich, und man duzte sich, weil man nur unter seinesgleichen war.

In Deutschland gibt es dazu eine Besonderheit. Das ist das sogenannte Tages-Du. Auf dem Platz und beim Essen im Klubhaus duzt man sich, auf dem Parkplatz kehrt man zum Sie zurück. Aus «Klaus-Dieter» wird dann wieder «Herr Müller». Das ist schon sehr deutsch.



Neun Löcher für die Damen: Auf der 18-Loch-Anlage in Samedan durften zu Beginn nur die Männer über alle achtzehn Löcher spielen.

Gipfel des Golfs

Er ist die Mutter aller Golfklubs der Schweiz: der Engadine Golf Club.
Ein Streifzug durch seine Geschichte, die Teil meiner eigenen geworden ist.

Michael Bahnerth

Es gibt diesen Satz, dass man Geschichte atmen kann. Er mag stimmen, nur nicht überall. Manchmal ist da keine Sättigung durch den Sauerstoff des Vergangenen, vielleicht, weil dem Vergangenen der Atem ausgegangen ist, weil es für immer zu ausgehauchtem Fluidum geworden ist. Vielleicht auch, weil das Vergangene bleierne Luft ist und viel zu schwer für die Gegenwart, weil es keinen Himmel mehr hat, in dem es sich ausbreiten kann.

Aber manchmal ist alles da, Sauerstoff, Himmel, der Atem der Geschichte und sein Ausatmen in die Gegenwart. Sie ist da am 14. Loch auf dem Golfplatz Samedan, heute ein Par 4 (371 Meter), ein etwas unstabiles Loch. In seiner Geschichte lag es einmal senkrecht in der Landschaft, dann wieder waagrecht, war mal länger, mal kürzer, nur schön war es immer. Es besitzt ein Dogleg nach rechts, nichts Problematisches, und vor seinem Grün fliesst ein kleiner Bach.

Es ist ein unsterbliches Loch, eines, bei dem die Linien des Lebens in jene des Todes, und jene des Todes in jene des Lebens übergehen. Vor einem Vierteljahrhundert liess der vom Golf in Besitz genommene Brite John Plant seine Asche an der 14 verstreuen. Wo, ist nicht mehr ganz klar, der Atem der Geschichte hat Details der Geschichte weggeblasen, vermutlich aber in der Nähe des Greens. Es gab eine kleine Zeremonie, dann trottete die Trauergesellschaft zurück ins Klubhaus, unter diesem Engadiner Himmel, dessen Blau fast schon ein kosmisches ist. Die Lebenden nahmen die Gläser in die Hand, stiessen auf den unverlierbaren Toten an, da verdüsterte sich der Himmel, ein Gewitter zog in jener kurzen Zeit auf, die ein komplizierter Bunkerschlag benötigt, es wurde dunkel, schwarz fast, dann kam der Regen, und die Asche von Plant verschwand für immer im Boden von Loch 14.

Plant war mehr als nur ein Mann, der im und mit dem Golfspiel lebte. Er war ein aus-

gezeichneter Spieler, soll mit siebzig Jahren noch ein 5er Handicap gehabt haben; er gewann Klubmeisterschaften, aber sein grösstes Verdienst war, dass er für den Engadine Golf Club (EGC) wie ein Driver war, der ihn ordentlich auf Höhe und Weite brachte. Im Grunde war er ab den 1950ern der heimliche Architekt und Feinmechaniker des Klubs.

Zeit dafür hatte Plant, der Lehrer war für Französisch, Latein und Griechisch. Mit seiner Frau stieg er im Sommer jeweils für drei Monate im «Palace»-Hotel ab, sie konnten sich das leisten, seine Frau war vermögend. Und Hans Badrutt, der golfaffine Hotelbesitzer und Klubdirektor, war ein Freund und liess die Plants oft umsonst Gast in seinem Hause sein, weil Plant gerne gute Ratschläge gab, wie ein an sich schon ziemlich perfekter Platz zu etwas einzigartig Grossartigem werden kann.

Die Geschichte des Golfs im Engadin begann am Samstag, dem 6. September 1890, mit einem Leserbrief in der englischsprachigen *St. Moritz*



Das ganze Sein: St. Moritzersee, 1985.

Post. Unterschrieben ist er mit «A. Golfer», und darin fragt der Verfasser, ob es nicht möglich wäre, das Recht zu erhalten, auf den Wiesen auf der Nordseite des Sees im Zickzack bis zum Innfall Golf zu spielen. Das Gelände würde sich bestens dazu eignen, nette Greens anzulegen. Und er würde prophezeien, dass die Erstellung eines Golfplatzes Hunderte von Spielern ins Engadin locken würde, so wie dies in Pau und Biarritz bereits der Fall sei.

Mit ihrem unerschöpflichen Talent, aus ihrer Landschaft Kapital zu schlagen, schufen die Patrizier von St. Moritz ein Jahr später – nachdem sie einen von ihnen, Conradin von Flugli, einen Winter lang in England alles über Golf hatten in Erfahrung bringen lassen und die Gewissheit erlangt hatten, dass solch ein Vorhaben sich rechnete – einen Golfplatz. Unterhalb des «Palace»-Hotels lag er, eine Neun-Loch-Anlage, der St. Moritz Golf Links. Am 15. August 1891, einem Samstag, wurde er in Betrieb genommen. Die Engländer hatten nach den Bergen und dem Schnee einen neuen Spielplatz.

Ein paar Jahre später kam ein zweiter Platz hinzu, unten beim «Kulm Hotel», ebenfalls eine Neun-Loch-Anlage. Jener an den Hängen des «Palace» verschwand später wieder, weil das Land gebraucht wurde, um dem Wachstum der Gemeinde auf dem Dach der Welt Platz zur touristischen Entfaltung zu schaffen. 1893, zwischen dem ersten und dem zweiten Golfklub in St. Moritz, entstand die 18-Loch-An-

lage in Samedan. Achtzehn Löcher für Männer, die Damen durften nur auf neun spielen. Am 1. August wurde die Anlage mit einem Turnier offiziell eröffnet. Es ist die Geburtsstunde des Engadiner Golf Club, des ältesten Golfklubs der Schweiz, und es ist der Tag, an dem das Golfen in die Schweiz kam und gesellschaftlicher Glanz und Glamour ins Engadin.

Alle waren sie da, Kaiser, Könige, Prinzen, Grafen und Fürsten, Hollywoodstars, Geldadlige, Magnaten, Blender, Bundesräte, Staats-

Die schönsten Plätze der Welt sind Gott und der Kirche vorbehalten, den Reichen – und dem Golf.

präsidenten, kleine und grosse Betrüger, schlechte Sieger und grossartige Verlierer, und sie alle spielten auf diesem Platz, einem Par 72 von 6217 Metern Länge, auf Pontresina zu und von ihm weg, hörten das Rauschen seiner Flüsschen und Bäche, den Wind in den 700 Jahre alten Lärchen, assen Sandwiches im kleinen Chalet bei Loch 9, spielten die 18 zu Füssen des Klubhauses. Sie alle waren für vier Stunden nur noch Golfer, vereint in den Freuden und dem Fluch dieses Spiels, bei dem jeder Schlag die Summe von Leben ist, das in einem Moment gelingt und im andern gar nicht mehr, und man weiss nicht warum.

Ich bin, das muss man fairerweise einräumen, befangen, was den EGC angeht,

vielleicht sogar äusserst. Es ist mein Klub, noch nicht so lange, erst seit vier Jahren, und manchmal denke ich, er ist etwas vom Besten, das mir widerfahren ist. Ich denke es, wenn ich vom Hotel «Saluver» in Celerina die kleine Strasse in Richtung Golfplatz fahre, dem Flaz entlang, bevor er in den Inn mündet, an kleinen Tümpeln vorbei, und weiss, dahinter liegt Loch 5, dann die 16, bevor ich rechts abbiege, vorbei an der 18, dann die Einfahrt nehme und mein Mittelklasseauto neben die vielen grossen und fetten Schlitten auf dem Parkplatz vor der Driving-Range stelle.

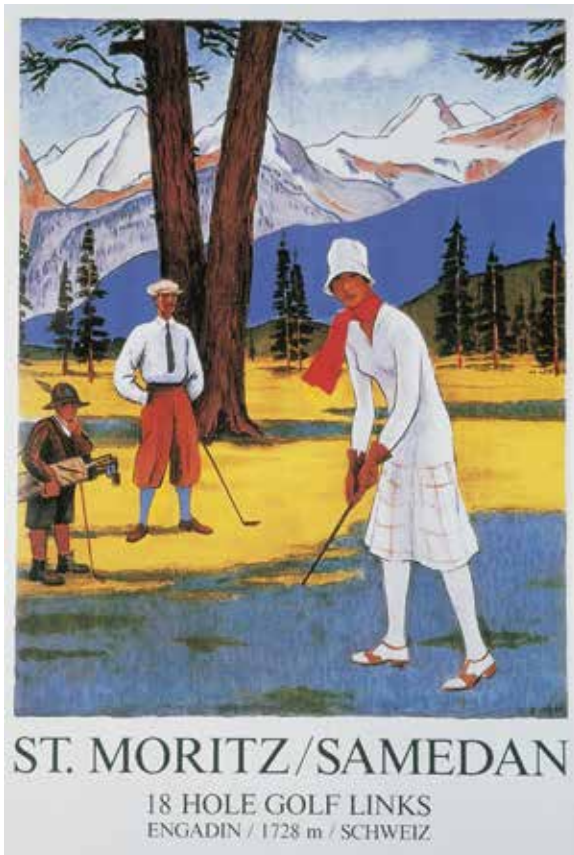
Wenn ich dann den Kofferraum öffne, den Bag um die Schulter lege, in Richtung Klubhaus laufe, den Bag bei der Treppe abstelle, die Stufen hochstapfe, mich hinsetze, einen Espresso trinke und über die Anlage schaue, die weit scheint wie ein Meer, wenn ich kurz mit Ramun Ratti spreche, der gleichzeitig Klubmanager ist und Seele auch, wenn ich wieder die Treppen runtersteige, meinen Bag nehme, zur Driving-Range laufe, mich einschlage, das Set kurz durchspiele, anfangend mit dem Pitcher und so weiter, wenn ich vor dem Driver eine Pause einlege, nach hinten

gehe Richtung Samedan, um zu chippen, zu pitchern und zu putten, wenn ich dann ein paar Abschlüsse mit dem Driver schlage, anschliessend zurück auf die Terrasse laufe und dann warte bis zur *tea time*, warte, bis die Reise in die Länder des Glücks, der Demut und der Verzweiflung endlich losgeht, dann bin ich zu Hause.

Wie sagte John Plant 1947, als er das erste Mal diesen Platz spielte? «Das muss der beste Platz der Welt sein, auf dem man schlecht spielen kann.» «Warum sagen Sie das?», fragte sein Partner. «Weil, wenn Sie hier einen Schlag verfehlen, Sie nur die Aussicht zu geniessen brauchen, und was in aller Welt macht das dann noch aus?»

Es ist wie überall auf der Welt: Ihre schönsten Plätze sind Gott und der Kirche vorbehalten, den Reichen – und dem Golf. Wenn man abschlägt, das Auge dem in den Himmel steigenden Ball folgt, sieht man sie, die schneebedeckten Gipfel, und man hat kurz Zeit, sie anzuschauen, weil der Ball fliegt weit im Engadin, die dünne Luft, und am weitesten fliegen die Bälle von Ilija Djurdjevic, Golfprofi, Golflehrer, er ist der Mozart des Drive.

Er kam 2019 das erste Mal nach Samedan, war eingeladen zur Ryder Cup Trophy, bei der ein Team aus den USA gegen eines aus Europa spielt, ein Mischmasch aus Profis und Amateuren, aus Prominenten und solchen, die Prominente nur aus den Boulevardmedien kennen. Howard Carpendale war dabei, der NBA-Star Mike Conley, Quarterbacks, Baseballspieler, Jachtbauer, Engadiner Tycoons und so weiter.



Unvergängliche Vergänglichkeit: Plakat von 1924.



Licht und Schatten.

Djurđević war der beste Golfer unter allen, und nie habe ich einen längeren Drive gesehen als den seinen. Ilija ist Longhitter, auch, gehört dort unter die Top Ten, seine inoffizielle Bestweite liegt bei 430 Metern, die offizielle bei 370.

2019 spielte der Anfangdreissiger die Saison seines Lebens, golfte eine 64er Runde in Samedan, egalisierte den Platzrekord. Heute ist er dort Instruktor, ist der Mann, der einem Weite beibringt und das Setting und das Gefühl, das man für sie braucht. Sein Lieblingssatz an seine Schüler: «Trau dich, hau drauf.» Sein Lebensmotto: «Du darfst nur Dinge tun, die gut für dich sind und die dir ein gutes Gefühl geben. Nur so ziehst du das Gute an. Und das Glück, das du dazu brauchst.»

Eine Runde mit Ilija ist eine Offenbarung und eine harte Prüfung. Sie macht einen und das eigene Golf gleichzeitig besser, aber sie erfüllt einen da und dort auch mit einer kleinen Traurigkeit, weil man nie, nie einen Ball so lange auf eine Reise schicken kann wie Ilija. Vielleicht würde man, wenn man eine Saison lang dreimal die Woche mit ihm trainieren würde, auf eine einzige 75er Runde kommen, einmal, nie aber würde man unter Par spielen. Ich sagte, ich jammerte das nach einer miserablen Runde Ramun, dem Klubmanager, und er sagte: «Moment, du darfst nicht Kartoffeln mit Rüben vergleichen.»

Da hatte er recht, aber es ist auch so, dass Golfen auch im Bereich der 20er Handicaps immer eine Suche nach Perfektion bleibt, an die man

sich gelegentlich heranschlägt, viel öfter aber an ihr vorbei. Das erklärt die gelegentlich bipolaren Seinszustände der Golfer und Golferinnen, der Rausch nach einer geglückten und das Elend nach einer beschissenen Runde.

Deswegen denke ich manchmal, dass der EGC auch etwas vom Härtesten ist, das mir auf freiwilliger Basis widerfahren ist. Hin und wieder ist er so quälend wie eine unglückliche Liebe. Man fährt hin, ist da, endlich, und dann läuft es nicht, man pflügt mit seinen Eisen den Platz um, verjagt Vögel von den Ästen der Bäume,

Heute ist Ilija der Mann, der einem Weite beibringt und das Setting und das Gefühl, das man für sie braucht.

gräbt Löcher in den Sand, schreckt das Getier in den Tümpeln auf und lernt bei der Suche nach seinem Ball das Innenleben von Büschen und Sträuchern kennen. Das Ganze hat das Ausmass einer existenziellen Krise, und das Einzige, das hilft, ist der Alkohol im Club House und die Hoffnung auf den nächsten Tag, auf einen, an dem man alles trifft, man sich einfach hinstellt und durchzieht, und der Ball fliegt und die Seele auch.

Wenn man Glück hat nach einer unglücklichen Runde, trifft man im Club House auf Mario Verdieri oder Eugenio Rüeegger, beides ehemalige Präsidenten des Klubs und voller sauerstoffreicher Geschichten. Verdieri, der

Golfplatz-Designer und Künstler, spielte einst eine Runde mit Sean Connery, eine unvergessliche, mehr möchte er nicht sagen, vielleicht, um die Erinnerung nicht durch das viele Erzählen zu verwässern. Die beiden sind Freunde und Mitglieder eines Klubs im Klub, wenn man so will, ich weiss nicht, ob er einen Namen und wie viele Mitglieder er noch hat. Es ist der Klub der ehemaligen Caddies des EGC, Männer, die als Buben zusammen Kühe gehütet, später den Golfern die Taschen getragen haben und die alle etwas geworden und Golfer geblieben sind.

Seinen letzten Sommer als Caddie erlebte Rüeegger 1954, eine famose Epoche für den Klub. Was Rang und Namen hatte und blaues Blut, spielte dort, und Rüeegger war Caddie für Hans Badrutt. Er war einer der reichsten Männer der Gegend und einer der geizigsten. Nie, so Eugenio, gab er Trinkgeld. Wenn er angefahren kam, versteckten sich die meisten Caddies in einem Wäldchen, um dort auf einen Kunden zu warten, der grosszügiger war. Nach diesem letzten Sommer als Caddie schenkte Badrutt Eugenio sechs Golfschläger.

Beliebt bei den Caddies war John Knittel, der als Hermann Emanuel Knittel geboren wurde, ein Schweizer Schriftsteller, der auf Englisch schrieb, sein bekanntestes Werk ist das Buch «Via Mala». Knittel hatte die Marotte, auf dem Platz andauernd zu spucken, und wenn er den Schuh seines Caddies traf, gab er ihm ein paar Franken als Entschädigung, was dazu führte, dass alle Caddies immer ganz nah bei ihm liefen.



Atem der Geschichte: das alte EGC-Klubhaus.

So verweben sich die Geschichten des Klubs, fliessen ineinander und miteinander, bilden neue Flussläufe und Abschnitte, auf denen alle gemeinsam treiben, jene aus der Vergangenheit und jene aus der Gegenwart und auch die Zukünftigen, und sie hauchen dem ältesten Golfklub der Schweiz ihren Atem ein, und der Klub ihnen den seinen.

Am liebsten gehe ich morgens früh, wenn der Ball noch feucht ist vom Tau und alles in Ruhe getaucht und man beim dritten Abschlag warm bekommt und den Pullover auszieht und sich verliert auf dem Platz und im Spiel und den Bergen darum herum, wenn ein Gefühl von Zeitlosigkeit von einem Besitz nimmt. Wenn man dann ein wenig über seine Verhältnisse spielt, der Herzschlag sich senkt, dann weiss man, weshalb die wahre Ekstase in der Ruhe liegt und das ganze Sein in einem Golfschwung.

Und irgendwann sitzt man wieder im Klubhaus, die Runde hinter sich, ist voll und leer zugleich, unterhält sich, verabredet sich für einen gemeinsamen Flight, und man denkt an seine ersten Bälle vor vier Jahren, als ich eingeladen wurde, um über den ältesten Golfklub der Schweiz zu schreiben, seine Gründung 1893, die Gründung der Swiss Golf Association 1902, die erste International Amateur Championship 1947, den Besuch von H. R. H The Duke of Windsor 1960, das neue Klubhaus, das 1983 gebaut wurde, das Jahr 1984, als die Kühe vom Platz verschwanden, das Jahr 2003, als ein zweiter Golfplatz in Zuoz hinzukam – ein schwerer

Platz, schmal, hügelig, ein Gebirgsplatz und so weiter –, und ich sagte, ich könne schreiben, aber nicht Golf spielen, und die Antwort war, sie könnten mir das beibringen.

Ich stand dann da an einem Morgen um elf Uhr, und ein Schwede kam, der aussah wie ein Wikinger, 1,90 Meter gross, so breit, wie ein Pitcher lang ist, Frederik Svanberg. Aufgewachsen in Davos, grossgeworden auf den Golfklubs dieser Welt, ganz gross rausgekommen leider nie. Das war mein Glück, weil er mir sonst das Golfspielen nicht hätte beibringen können.

Seither hat mich Golf nicht mehr losgelassen, es hält mich fest, manchmal mehr, manchmal weniger, immer. Und wenn im Flachland der Ball des Lebens nicht richtig rollt, denke ich mich nach Samedan und nach Zuoz, schliesse die Augen und sehe all die Schläge, die mir gelungen sind, und all die Schläge, die ich gerne gespielt hätte, aber nie hinbekommen habe.

Golf ist ein Teil meiner Geschichte geworden, mit allem Licht und Schatten, allen Tälern und Gipfeln, es ist Atmen, und der älteste Klub der Schweiz ist so etwas wie meine jüngste Heimat und mein Sauerstoffzelt, das ich aufsuche, wenn mir im Flachland der Atem auszugehen droht.

Manchmal laufe ich durch das Klubhaus und sehe mir Fotos an aus vergangenen Tagen, sehe die Herren in Knickerbockers und die Damen in Röcken mit diesen vorsintflutlichen Schlägern, Bilder von unvergänglicher Vergänglichkeit. Ich bin dann nicht stolz, weil ich auch hier gespielt habe und Mitglied bin, sondern eher voller Ehrfurcht, und ich hole tief Luft, weil alles da ist; Sauerstoff, Himmel, der Atem der Geschichte und sein Ausatmen in die Gegenwart.



Spielplatz für Engländer: Sean Connery in Samedan, 1981.

Meine Platzreifeprüfung

Wie ist es, als Ü-60er mit dem Golfen zu beginnen?
Der Weg ist weit. Was hilft, ist Humor.



Mit dem Alter kommt die Reife, sagt man. Bei mir war's die Platzreife. Es brauchte einige Versuche, bis mir die Golfplatzbegehungsbewilligung erteilt wurde. Doch nun darf ich den «Spaziergang mit Hindernissen», wie Mark Twain das Spiel mit den weissen Bällen nannte, offiziell unternehmen. Die Gefahr, dass ich dabei Mitspieler oder die Botanik schädige, ist durch nicht wenige Kurse in Technik, Regeln und Etikette – das Benehmen auf dem Golfkurs – minimiert worden.

Was hat mich bloss dazu getrieben, als über Sechzigjähriger mit dem Golfen anzufangen? Ich bin zwar einigermaßen beweglich und auch sportaffin (Sky), aber eben: ein Senior. Und Golfen, das von der Technik her als eine der schwierigsten Sportarten angesehen wird, sozusagen eine Bewegungssinfonie ist, sollte man als Kind erlernen. So wie es mein zehnjähriger Sohn gerade tut. Da geht das Schwingen wie von selbst. Auch meine Partnerin hat die bessere Ausgangslage als ich: Als Tänzerin beherrscht sie den Hüftschwung bereits perfekt. Als Steifhüftler hat man es da schon bedeutend schwerer.

Der Zugang zum Golfsport ist, wenn auch ziemlich geregelt und an einige Bedingungen geknüpft, viel einfacher geworden. Dies unter anderem dank den Migros-Golfparks, die es seit 1995 gibt. Eine grosse Finanzkraft oder eine Klubmitgliedschaft ist nicht mehr Voraussetzung. Golfen ist erschwinglich geworden, finanziell zumindest. Die Zeit, die es dafür braucht, ist ein anderes Thema.

Das Wichtigste, was ein Anfänger kennen muss, ist der Warnruf «Fore!». Dieser hat zu

erfolgen, wenn der geschlagene Ball ein eigenartiges Eigenleben entwickelt und statt auf dem anvisierten Fairway sonst irgendwo landen wird und andere Spieler treffen könnte. Angesagt bei allen, die den Ruf vernehmen, ist dann Kopf einziehen und schützen. Es gibt jedoch auch Neugierige, die nach dem Wurfgeschoss Ausschau halten. Nicht selten mit bösen Folgen.

Der bekannteste Golferwitz? «Ich kann es!» Nein, man wird es nie können. Um herauszufinden, ob es überhaupt Sinn macht, Geld und Zeit ins Golfen zu investieren, hatte ich vor einigen Jahren eine Privatstunde gebucht. Nach den ersten paar Schlägen meinte der Pro, dass Handicap 20 drinliege. Ich habe das unter Golflehrerhumor verbucht. Dazu muss man wissen, dass es nach der Platzreife mit Handicap 54 los geht, 20 schon ein ordentliches Niveau darstellt und die Profis eine glatte Null vorzeigen können. Kurzgefasst: Mit 54 ist man noch eine Null.

Die Herausforderung, die Schwungtechnik einigermaßen zu erlernen, war denn auch mein Antrieb. Beim Erlernen geht es von der unbewussten Inkompetenz über die bewusste Inkompetenz und die bewusste Kompetenz bis zur unbewussten Kompetenz. Etwa so kompliziert wie dieser Weg sind auch die vielen Facetten der Golftechnik: Arm strecken, Hüfte drehen, nicht löffeln, Gewicht auf das vordere Bein, steiler schwingen, Ball anschauen und so weiter und so fort. Und wenn man mal das eine zu beherrschen glaubt, vergisst man beim Schwung prompt alles andere.

Bin ich dann so weit, dass ich weiss, woran ich alles denken sollte, sollte ich beim Aus-

führen des Golfschwungs am besten ... an gar nichts mehr denken. So zumindest der Rat in der einschlägigen Literatur. Kopf frei, locker schwingen – und schauen, wo der Ball ins Aus fliegt. Empfohlen ist höchstens ein Gedanke an den Schwungrhythmus («1, 2, 3»).

Zwei Kurse und einige Jahre nach meiner Probestunde habe ich mich im Corona-Jahr zwei entschlossen, die Platzreife anzugehen. Spielen muss man dafür noch nicht gut können. Auch Botanikkenntnisse werden nicht vorausgesetzt. Die eignet man sich beim Bällesuchen im Unterholz automatisch an.

Besonders wichtig ist der Spielfluss, also das zügige Begehen des Golfkurses. Es ist wie beim Autofahren, wo diejenigen mit Führerschein mit den Lernfahrern vor ihnen zwar nachsichtig sind, da sie auch mal in dieser Situation waren, aber zu viel Trödelei zehrt dennoch an den Nerven. Gehupt wird auf dem Golfplatz allerdings nicht.

Vier Monate nach meinem effektiven Golfeinstieg war es so weit: Platzreife geschafft! Golfen kann man dann natürlich eher schlecht als recht. Des Öfteren stehe ich noch zu nahe am Ball – nach dem Schlag. Aber immerhin produziere ich nun vermehrt schlechte Schläge, die einigermaßen brauchbar sind. Und mit dem ersten erspielten Handicap habe ich mittlerweile eine weitere Stufe erklommen. Ich darf also sagen: «Ich kann es ... ein wenig.»

Beat Zaugg ist Korrektor bei der *Weltwoche*.

DIE  WELTWOCHE

Golf am Gotthard 1. Weltwoche Open

Am 23. Juni 2022 in Andermatt

Programm:

Golfturnier und Abendbankett in Anwesenheit von Roger Köppel und Weltwoche-Redaktoren.

Übernachtung in den Spitzenhotels «The Chedi» und «Radisson Blu»

Weitere Informationen und Anmeldung unter:

www.weltwoche.ch/golfturnier

THE CHEDI
ANDERMATT, SWITZERLAND

Radisson 
REUSSEN. ANDERMATT

 **ANDERMATT** 
SWISS ALPS

Helvetisches Trauerspiel

Es gibt keine andere Sportart, in der die Schweizer Männer so schlecht sind wie im Golf. Warum?

Peter Lerch

Im Jahr 1992 wurde der Schwede Jan Blomqvist Nationalcoach der Schweizer Golfprofis. Er sollte sie in die europäische Elite führen. Blomqvist erkannte früh, dass er sich eine schwierige Aufgabe aufgebürdet hatte. Er wiederholte ständig den Satz: «Rom wurde auch nicht an einem Tag erbaut.»

Heute, dreissig Jahre später, sind von Blomqvists Stadt noch nicht einmal die Grundmauern zu sehen. Der Anfang war noch ziemlich verheissungsvoll. Als Jan Blomqvist im Juli 1997 an einem Herzinfarkt starb, stand es um seine besten Spieler nicht schlecht. André Bossert und Paolo Quirici hatten sich im obersten Profi-Circuit in Europa etabliert, der PGA European Tour. Bossert hatte im Frühling 1995 in Cannes sogar ein Turnier gewonnen. Bis heute ist der in Südafrika aufgewachsene Zürcher der einzige Schweizer Sieger in der obersten Golfliga Europas.

Abgehängtes Schlusslicht

Blomqvist würde nicht wissen wollen, wie es heute um das Schweizer Profigolf der Männer steht. Seit vielen Jahren ist die Schweiz das abgehängte Schlusslicht in Westeuropa, wenn man die Kleinststaaten nicht einrechnet. Sie liess sich links und rechts überholen von Nationen, die in den neunziger Jahren noch hinterherhinkten. Beispiele sind Belgien, Dänemark, Österreich, Finnland und seit neuem Norwegen.

Seit Ende 2004 hat kein Schweizer Spieler mehr das ordentliche Startrecht auf der PGA European Tour erworben. Auch nach einem anderen relevanten Kriterium, der Weltrangliste, nimmt die Schweiz die letzte Stelle ein. Der Lausanner Robert Foley belegte als bester Schweizer Ende April die Position 715. Sogar Spieler aus Tschechien und Polen, wo es so gut wie keine Golfkultur gibt, liegen zum Teil deutlich vor den Schweizern.

Bossert und der Tessiner Quirici prägten die bis heute beste Schweizer Ära. Der ungeheuer fleissige Bossert und der mit Talent gesegnete Quirici hätten in der Kombination vermutlich einen Golfprofi der Extraklasse ergeben.



Debakel: Raphaël de Sousa, Springfield Royal Country Club, Hua Hin, Thailand, 2016.

Quirici hielt sich im europäischen Feld jahrelang sehr gut, obwohl er nicht nur gegen die Konkurrenz, sondern auch gegen seine Zuckerkrankheit kämpfen musste. In der Gesamtwertung der PGA European Tour 1997 belegte

Die Schweiz liess sich überholen von Nationen, die in den neunziger Jahren noch hinterherhinkten.

er den 54. Rang. Nie schnitt ein Schweizer besser ab. Er konnte dadurch auch als bis heute einziger Schweizer am Tourfinale der besten sechzig teilnehmen.

Im September 2001 gab Quirici vor der Presse am European Masters in Crans-Montana den Rücktritt bekannt. Er wolle mehr Zeit mit seiner Frau und seinen zwei kleinen Söhnen verbringen, sagte er unter anderem. Beim Rücktritt war er noch nicht einmal 34 Jahre alt.

Bossert hätte in der besten Zeit seiner Karriere wohl noch weitere Spitzenresultate erzielen können. Aber im Sommer 1997 erlitt er eine Rückenverletzung, die ihn für zweieinhalb Jahre aus dem Wettkampf nahm. Auch später war der Rücken Bosserts Schwachstelle.

In der Saison 2002 hatte kein Schweizer mehr das reguläre Spielrecht auf der Europa-Tour. Alles schien jedoch wieder besser zu werden, als sich der junge Genfer Julien Clément Ende 2002 über das sechstägige Qualifikationsturnier qualifizierte. In seiner ersten Saison auf dem grossen Circuit schnitt Clément recht gut ab. Er belegte im Jahresklassement den 106. Platz und sicherte sich so das Spielrecht für 2004.

Der erste Teilerfolg schien Clément zu ermutigen. Vor der Saison 2004 hielt er Medienkonferenzen ab. Er nannte den Journalisten Ziele, wie sie nur die Besten nennen. Er wollte Turniere gewinnen, auch eines der vier Turniere auf Grand-Slam-Stufe. Er wollte sich für

das europäische Team des prestigeträchtigen Ryder Cups qualifizieren. Er wollte die Karriere in den USA fortsetzen, wo sich ein Mehrfaches an Preisgeld verdienen lässt. Er wollte nach den Sternen greifen.

Vermutlich hatte sich Clément mit seinen überhöhten, unrealistischen Erwartungen unter einen Druck gesetzt, dem er nicht gewachsen war. Jedenfalls erspielte er sich 2004 in 29 Turnieren weniger als 50 000 Euro an Preisgeld. Als 174. des Gesamtklassesments am Jahresende stieg er ab. Er kehrte nie mehr als Stammspieler in Europas oberste Tour zurück.

2017 stellte Ex-Profi Quirici, nunmehr als Sportdirektor des Verbands Swiss Golf, in



In der Nachbetrachtung einer der Besten:
Paolo Quirici, Crans-sur-Sierre Golf Club, 2016.

Crans-Montana vor den Medien den Waliser Stuart Morgan vor. Swiss Golf engagierte ihn als Performance Manager. Es war ein erneuter Versuch, die Schweizer Profis vorwärtszubringen. Morgan sollte den Schweizern nicht das Golfspiel beibringen, aber er sollte ihnen aufzeigen, wie ein Profi zu leben hat, wie er Ziele setzt, wie er die Karriere plant. Und wie er seine Gewohnheiten und sein Umfeld gestaltet.

Für Raphaël de Sousa kam Morgans Verpflichtung etliche Jahre zu spät. Zusammen mit Quirici wird de Sousa in der Nachbetrachtung allenthalben als der begabteste Golfer angesehen, den die Schweiz je hatte. 2008, mit

damals 25 Jahren, war der Genfer drauf und dran, in die PGA European Tour aufzusteigen. Auf dem zweithöchsten Circuit, der Challenge Tour, glückten ihm im Frühling eine Reihe sehr guter Ergebnisse, sodass er beste Aussichten hatte, am Ende der Saison als einer der besten zwanzig Spieler der Challenge Tour aufzusteigen.

Mitte Juli bekam de Sousa im Golfklub Wylihof bei Solothurn, am Schweizer Turnier der Challenge Tour, eine fabelhafte Gelegenheit, den Aufstieg praktisch schon sicherzustellen. Den Platz kannte er auswendig. Alle Turniere bis dorthin hatte er allein bestritten, ohne Caddie, der ihn beriet und ihm die Tasche schleppte. Im Training machte sich ein Hobbygolfer eines benachbarten Klubs an ihn heran. Er wollte den Profi unbedingt als Caddie begleiten. Der freundliche und eher scheue de Sousa sagte zu. Auf der Runde zeigte sich, dass sich der Caddie ständig in den Vordergrund stellte. Er mischte sich dauernd ins Spiel ein und wusste auf dem Green am besten, welche Putt-Linie die beste war. Wenn de Sousa dann puttete, baute sich der Caddie theatralisch auf dem Green auf, als wollte er den in dichten Reihen stehenden Zuschauern sagen: «Seht her, ich bin der Chef, und dies ist mein Spieler.»

Am Schluss geriet das Turnier für de Sousa zum Debakel. Er verpasste das erhoffte Preisgeld und fuhr nach Hause. Von dort weg glückten ihm keine nützlichen Platzierungen mehr. Für die Spielberechtigung an der Spitze hatten ihm nur gerade 4000 Euro an Preisgeld gefehlt.

Die Gründe für die dauerhafte Baisse der Schweizer Golfprofis sind schwer auszumachen. Fast alle guten Profis weltweit spielten schon im Bubenalter Golf. Aber in der Schweiz beginnen fast nur Buben das Spiel, deren Eltern selber Golfer und Klubmitglieder sind. Oft kommen sie aus gutem Haus. Die Frage, die sich stellt: Sind die Jungen bereit, sich mit Haut und Haar dem Sport zu verschreiben, oder geben sie nach ein paar Jahren auf, wenn der grosse Erfolg ausbleibt – und gehen dann halt an die Uni oder in Papas Unternehmen?

Eine breite Erfassung des Nachwuchses gibt es in der Schweiz nicht. Junge, ehr-

geizige Secondos würden wahrscheinlich Begeisterung, Beweglichkeit, Biss und Talent mitbringen. Aber sie stossen nicht zum Golf-sport, sie wollen Action. Ihre Welt ist der Mannschaftssport, insbesondere der Fussball.

Golf, das verschärft die Krise, ist in der Schweiz immer noch ein Reservat, zu dem man nur mit einem offiziellen Ausweis Zutritt erhält. In England, der mit Abstand stärksten Golfnation Europas, bieten viele grössere Gemeinden öffentliche Plätze an. Alle können spielen, nach Ausweisen wird nicht gefragt. Eine Runde Golf kostet mancherorts nicht viel mehr als hierzulande eine Runde Mini-golf. Auf diesen Plätzen können die Jungen gratis trainieren und spielen. Sie tun es zu Hunderten. Wenn nur einer von hundert ein guter Profispieler wird, muss sich England um seine Konkurrenzfähigkeit im internationalen Vergleich nie Sorgen machen.

Hoffen auf ein Wunder

Britische Verhältnisse wird es in der Schweiz nie geben. Aber diese gibt es in den meisten anderen westeuropäischen Ländern auch nicht. Und doch bringen alle, mit Ausnahme der Schweiz, immer wieder gute Spieler hervor – Finnen, Belgier, Dänen zuhauf. Seit neuem gehört gar

Ein Vergleich mit Österreich fällt für die Schweiz besonders unvorteilhaft aus.

ein junger Spieler aus Norwegen der absoluten Weltspitze an: Viktor Hovland, Sechster der Weltrangliste, ist jederzeit in der Lage, eines der vier grossen Turniere zu gewinnen.

Ein Vergleich mit Österreich fällt für die Schweiz besonders unvorteilhaft aus. In den Neunzigern waren beide Nationen etwa gleich weit. Heute stellen die Österreicher etablierte Tourspieler und Preisgeldmillionäre: Bernd Wiesberger, Matthias Schwab, Sepp Straka. Noch ist nicht die Hälfte der Saison auf dem US-Circuit gespielt, und doch hat Straka schon über 2,9 Millionen Dollar verdient.

Was macht der österreichische Verband anders als Swiss Golf und die Profivereinerung Swiss PGA? Immer wieder engagieren die Österreicher ausländische Fachleute, ehemalige Tourspieler, für die Ausbildung und die Begleitung der Profis. Derzeit ist Anders Forsbrand aktiv. Er war als junger Spieler in den Achtzigern ein Pionier und Mitgründer des schwedischen Golfwunders. Seine Erfahrung ist Gold wert. In Österreich hat man dies erkannt.

In der Schweiz hofft der Verband eher auf ein Wunder. Vielleicht würde ein Spieler von der Klasse eines Roger Federer oder Stan Wawrinka dem Schweizer Profigolf der Männer tatsächlich einen Aufschwung bringen. Aber auch im Tennis sind keine neuen Spitzenspieler in Sicht.

Sie nutzte gleich ihre erste Chance

Bei den Männern im Spitzengolf hofft die Schweiz auf ein Wunder. Anlass zur Hoffnung geben indes ihre weiblichen Pendants.

Peter Lerch



Inmitten der Weltelite: Albane Valenzuela (Mitte) mit Kim (l.) und Morgane Métraux.

Verglichen mit den Schweizer Golfern sieht es bei den Schweizer Profispielern, den Proetten, ungleich erfreulicher aus, sogar sehr erfreulich. Gleich zu dritt spielen sie auf einem sehr guten Niveau: die 24-jährige Genferin Albane Valenzuela und die Schwestern Morgane und Kim Métraux aus Lausanne, 25 und 27 Jahre alt.

Eine der besten Amateurinnen

Albane Valenzuela, Tochter eines Mexikaners und einer Französin und seit dem vierzehnten Lebensjahr mit dem Schweizer Pass ausgestattet, bescherte der Schweiz einen sporthistorischen Moment, als sie sich Ende 2019 als eine der weltbesten Amateurinnen in einer harten Qualifikation für die grosse amerikanische Tour, die PGA Tour, qualifizierte. Sie wechselte augenblicklich zu den Profis, obwohl sie ihre universitären Studien in den USA erst im Frühling 2020 abschliessen konnte.

Die Saison 2020 missriet ihr. Allerdings nicht, weil es ihr am Spielniveau gefehlt hätte. Vielmehr hatte sie monatelang mit einer mysteriösen Nervenverletzung zu kämpfen, die ihr in einer Körperhälfte fast gänzlich das Gefühl nahm. Zudem infizierte sie sich mit dem Coronavirus, was sie zusätzlich arg schwächte. Sobald sie jedoch wiederhergestellt war, erspielte sich Valenzuela im März 2021 inmitten der Weltelite den fünften Platz am Turnier in Ocala, Florida.

Viele erfolgreiche Golfer und Golferinnen fanden den Weg an die Spitze mit Ausbildungen an spezialisierten Colleges in den USA. Auch Valenzuela und die Métraux-sisters sind diesen Weg gegangen. Die Schwestern – sie wechselten 2018 zu den Profis – richteten sich in einem Golf-Stützpunkt bei Orlando im Bundesstaat Florida ein, bevor sie ihre Tours wählten. Morgane spielte auf dem zweiten Circuit in den USA,

der Symetra Tour (heute Epon Tour), während Kim sich für die europäische Frauentour (LET) qualifizierte. Morgane nutzte am Ende der Saison 2021 gleich ihre erste Chance, um einen der wenigen freien Plätze auf der PGA Tour zu erkämpfen.

Es kommt nicht von ungefähr, dass Swiss Olympic je zwei Spielerinnen für die Olympischen Spiele 2016 und 2021 entsenden

26 Jahre lang spielte keine Schweizer Golferin mehr in Übersee. Heute sind es sogar zwei.

konnte, während sich jeweils kein Schweizer Golfer qualifizierte. In Rio spielten Albane Valenzuela und die nach den Sommerspielen zurückgetretene Zugerin Fabienne In-Albon. Valenzuela war auch in Tokio im Teilnehmerfeld, diesmal zusammen mit Kim Métraux.

Einfacher, an die Spitze zu kommen

Im Schweizer Golf war Evelyn Orley in den frühen neunziger Jahren eine Pionierin. Die heute 55-jährige Zürcherin etablierte sich für eine Weile auf der PGA Tour, bevor sie das Spielrecht Ende 1993 einbüsste. Hierauf spielte 26 Jahre lang keine Schweizer Golferin mehr mit dem regulären Spielrecht in Übersee. Aber heute sind es sogar zwei.

Bei den männlichen Profis ist es ein Trauerspiel. Bei den Proetten kann sich das Schweizer Profigolf hingegen sehen lassen. Die Momentaufnahme ist erfreulich. Dennoch wird fündig, wer ein Haar in der Suppe sucht: Das Frauengolf ist weltweit weniger stark entwickelt als das Männergolf. Die Entwicklung des spielerischen Niveaus ist längst nicht abgeschlossen. Anders gesagt: Für eine Frau ist es derzeit noch einfacher, an die Spitze zu kommen als für einen Mann.

Peter Lerch ist Sportjournalist und Dienstchef bei SDA-Keystone in Zürich. Er ist unter anderem für die Berichterstattung über Golf zuständig.

Bessere Welt

Angeblich wimmelt es auf den Golfplätzen dieser Welt nur so von Snobs. Auch das ist ein Märchen.



Natürlich kann man leicht den Eindruck bekommen, Golfspieler seien Snobs oder allesamt reiche Pinkel. Das liegt daran, dass viele, die Golf spielen, tatsächlich mehr Zeit darauf verwenden, einem kleinen Ball hinterherzulaufen, als, wie die Mehrheit der Bevölkerung, dem Geld. Da hört man Zahlen: Eine Mitgliedschaft in einem Golfklub koste 20 000 Franken, achtzehn Löcher auf einem Golfplatz zu spielen über hundert Franken, da sieht man die grossen SUVs und die schicken Cabriolets auf den Parkplätzen vor den Klubs stehen, und da sind die Golfer und Golferinnen in ihren Kragenshirts und Chinohosen oder knielangen Röckchen – Outfits, mit denen sich die untere Mittelschicht schon schön machen würde. Und da sind die Uhren über dem makellosen Lederhandschuh, die alle den Wert eines Klein- oder eines Mittelklassewagens haben.

Natürlich sind sie auf den Golfplätzen der Schweiz und der Welt, die Snobs, die Neureichen, die eingebildeten Elitären, sie sind ebenso dort wie auf den Tennisplätzen der Welt oder in den Fussballstadien. Diese egomanen Galionsfiguren des Kapitalismus sind überall, im Golf vielleicht ein wenig mehr als auf den anderen Spielplätzen des Lebens, das mag sein, aber sie sind inzwischen in der Minderheit. Die Demokratisierung des Golfs in der Schweiz begann 1995, als die Migros ihren ersten Golfpark in die Landschaft setzte, um einen «Elitesport zum Volkssport» werden zu lassen.

Es waren die Zeiten eines helvetischen Golfbooms. Plätze schossen nicht aus dem Boden, das nicht, aber viele Gemeinden wollten einen, zumindest eine kleine Neun-Loch-Anlage, aus

Prestigegründen, um Einnahmen zu generieren, und Golf wurde vom Oberschichts- zum Mittelschichtsvergnügen. Die alten Geldsäcke und die letzten Blaublüter, die bis anhin im Klubhaus, auf den Fairways und den Greens unter sich waren und sich als die letzten Gentlemen fühlten, mochten dies bedauern, weil sie sich eines Privilegs beraubt fühlten. Sie jammerten, dass es hier bald so wäre, wie es in England schon längst sei oder da und dort in den USA, wo jeder Prolet Golf spielen könne, sogar mit billigen Schläger-Sets, und auf den Plätzen für Dichtstresssorge. Aber für den Golfsport war es natürlich ein Segen. Für die Golfindustrie auch.

Geblieden ist, zum Glück, die Etikette des Golfs, seine vielleicht zehn Gebote, die den Umgang zwischen Golfern regeln und die Moral dieses Sportes sind. Sie mögen angesichts der sich auflösenden Werte und Anstandsregeln in diesen Zeiten als reaktionär erscheinen, wenn etwa auf gewissen Plätzen nicht in Jeans und nur mit Kragenshirt gespielt werden darf. Ich schüttelte anfangs auch den Kopf, aber inzwischen halte ich die Golfetikette schon wieder für progressiv.

Es ist ganz einfach: Wenn alle sich verhalten würden mit des Golfers Höflichkeit, seiner Rücksicht, seiner Fairness und den Tugenden eines Gentlemans oder einer Gentlewoman, wäre die generelle Qualität im Umgang der Menschen miteinander eine viel bessere. Golfer brüllennicht rum, Golfer haben Respekt vor dem Gegenüber, sie fluchen leise, sie sehen zwar gelegentlich aus wie Papageien, sind aber stets wohltuend anständig gekleidet.

Was nicht heisst, dass es im Golf keine Arschlöcher gibt; natürlich gibt es die, aber während sie Golf spielen, verpesten sie wenigstens nicht das Klima mit ihren Fürzen.

Dass sich alle Golferinnen und Golfer an die Etikette halten, liegt weniger an den Marshalls der Anlagen, die für ihre Einhaltung besorgt sind. Sie halten vielmehr an ihr fest, weil sie ihren Sinn begriffen haben, das Wesen und den Nutzen, die in dieser Haltung wurzeln; sie haben begriffen, dass ein paar, ja, Regeln in einer unordentlich gewordenen Welt Struktur und Halt und Stil bedeuten und für eine – wenn auch nur filigrane – Gravitation sorgen.

Wahrscheinlich hat das Benimmwesen im Golf einen derart langen Bestand, weil das Spiel an sich nach einer gewissen Zeit einen demutsvollen Stoizismus in einem wachküst und das Glück, das er bereithält, wenn man durch eine geistige Ausgeglichenheit es schafft, die Seele am Leiden zu hindern.

Nur Golfer wissen, was Golfer alles erliden und erdulden müssen, wissen von den Frustrationen, dem Schmerz, dem Ärger, der Wut, dem Aufstieg in den Himmel an einem Loch und dem Fallen in die Hölle am nächsten, kennen diese aufkeimende, raubtierhafte Aggressivität, die das Schlechteste in einem hervorbringen kann. Wenn es dann gilt, in solchen Situationen elegant über allem zu stehen, die Höflichkeit nicht zu verlieren und elegant cool zu bleiben.

Das ist nicht Snobismus, das ist die hohe Schule des Seins. Insofern kann man einen Golfplatz als die letzte bessere Welt betrachten.

«Darum hören wir alle niemals auf»

Verleger Michael Ringier, 73, über die seltsame Faszination des Golfspiels. Und was den heutigen Golf- vom früheren Tennis-Crack Ringier unterscheidet.

Kurt W. Zimmermann

Weltwoche: Sie sind Unternehmer. Beginnen wir also mit der üblichen Frage: Wie viele Geschäfte haben Sie beim Golfspielen schon gemacht?

Michael Ringier: Ich habe noch nie auf dem Golfplatz über Geschäftliches geredet. Ich weiss auch nicht, wer diesen Mythos erfunden

«Anders als im Tennis bin ich, wenn ich im Golf schlecht spiele, einzig und allein selber schuld.»

hat. Ich glaube, es ist umgekehrt. Mit jemandem, der mit mir übers Geschäft reden möchte, mit so jemandem würde ich niemals Golf spielen – um Himmels willen, nein!

Weltwoche: Das Vorurteil hält sich im Volksmund allerdings sehr hartnäckig.

Ringier: Ich denke, dieses stammt aus der Zeit, als Golf tatsächlich noch ein Sport für die Mehrbesseren war. Manche glaubten, sie würden beim Golfspiel Teil eines Netzwerks werden. Der Anwalt, der eine Runde spielt, dann im Klubhaus essen geht und hofft, dass man sich später an ihn erinnert. Mag im Einzelfall mal vorkommen, aber sonst ist die Nähe von Golf und Business zu 99 Prozent ein Mythos.

Weltwoche: Wie haben Sie angefangen?

Ringier: Ich war ja Tennisspieler. Meine Frau hingegen war Golferin. Sie hat schon als Vierzehnjährige damit begonnen. Aber ich habe immer gelacht über diese Golfer. «Das ist doch kein Sport», habe ich zu ihr gesagt, «diese Kinderspielgruppe, die ihr hier aufführt.» – «Und falls ich mal damit anfangen», habe ich mich vor ihr wichtig gemacht, «dann bin ich in kürzester Zeit besser als du.» Und dann gingen wir auf die Hochzeitsreise nach Marbella.

Weltwoche: Ich fürchte, ich weiss, was nun kommt.

Ringier: Am dritten Tag kam meine Frau mit einem Paar Golfschuhe in meiner Grösse daher und sagte, ich solle es doch mal versuchen. Ich nahm mir also einen Golflehrer und ging auf den Übungsplatz. Mit dem ersten Schlag meines Golferlebens traf ich den Schuh eines

Mitspielers, der neben mir übte. Der Mann war Schwede, hatte zum Glück Humor und lachte. Aha, dachte ich, das Ganze scheint doch nicht so einfach zu sein.

Weltwoche: Und dann passierte vermutlich, was die Regel ist in diesem Sport: Man kommt nicht mehr los davon.

Ringier: Ja, dann stellte sich der Ehrgeiz ein. Wir zogen nach Hamburg, weil ich dort als Journalist beim *Stern* arbeitete. Mindestens dreimal die Woche stand ich nun morgens um sechs Uhr auf, fuhr auf die Driving Range, schlug Ball um Ball und versuchte, diesen Sport einigermaßen in den Griff zu bekommen. Immerhin, nach relativ kurzer Zeit spielte ich dann wirklich besser als meine Frau.

Weltwoche: Der typische, vergiftete Golfanfänger.

Ringier: Nicht vergiftet, es war etwas anderes. Wissen Sie, wenn Sie in einem Sport einmal gut waren, und das war bei mir im Tennis der Fall, dann wollen Sie in einem anderen Sport nicht völlig hilflos aussehen. Ich spiele im Golf heute Handicap 11, bin also kein Spitzengolfer. Aber ich wollte stets zumindest so gut sein, wie ich das von mir erwarte.

Weltwoche: Und was ist der Hebel, damit man so gut wird, wie man das erwarten kann?

Ringier: Der grosse Irrtum vieler Golfer besteht darin, dass sie auf den Platz gehen und sich sagen: «Heute spiele ich aber gut.» Das ist das Dümme, was man tun kann. Man müsste auf den Golfplatz gehen und sich sagen: «Heute wird es wohl wieder nichts.» Damit wäre man schon sehr nahe an der Wahrscheinlichkeit dran. Golf ist ein Spiel der ständigen Enttäuschungen. Golf hat dieselbe Ausgangslage, wie wenn Sie mit dem Auto in die Stadt fahren und sich sagen: «Heute finde ich sicher sofort einen Parkplatz in der City.»

Weltwoche: Zumindest in Zürich oder Basel ziemlich unwahrscheinlich.

Ringier: Golf ist wie das Leben. Es lebt von der Hoffnung. Wir kennen das ja alle. Wir spielen eine grauenhafte Runde, und was tun wir dann? Wir buchen für den nächsten Tag eine neue Runde. Ja, die ständige Hoffnung.

Darum gibt in diesem Sport auch nie jemand auf. Es gibt Golfer, die schmeissen in der Enttäuschung ihre Golftasche in einen Teich. Am nächsten Tag kaufen sie sich eine neue Tasche mit neuen Schlägern.

Weltwoche: Nun gelingt aber auch einem mässigen Spieler immer mal wieder ein Erfolgserlebnis.

Ringier: Das ist es ja! Plötzlich gelingt ein grossartiger Schlag, und der Ball landet wie von Wunderhand zehn Zentimeter neben dem Loch. Manchmal kann man Golf. Aber man kann Golf nur für einen kurzen Moment. Auch ich kann mitunter, mit etwas Glück, aus fünfzig Metern so grossartig einlochen, wie das sonst nur Tiger Woods kann. Davon lebt man dann wieder ein Jahr lang. Aber ich werde nie eine Rückhand so spielen können wie Roger Federer.

Weltwoche: Erinnern Sie sich an einen glänzenden Schlag?

Ringier: Ich brauchte etwa dreissig Jahre, bis mir mein erstes Hole-in-one gelang. Es war in Florida, und es war zum Glück ein wirklich guter Schlag. Denn nichts ist peinlicher als ein Hole-in-one, bei dem der Ball nach einem Gurkenschlag per Zufall direkt im Loch verschwindet.

Weltwoche: Im Tennis gehörten Sie zu den Top Ten des Landes. Was ist der Unterschied zwischen Tennis und Golf?

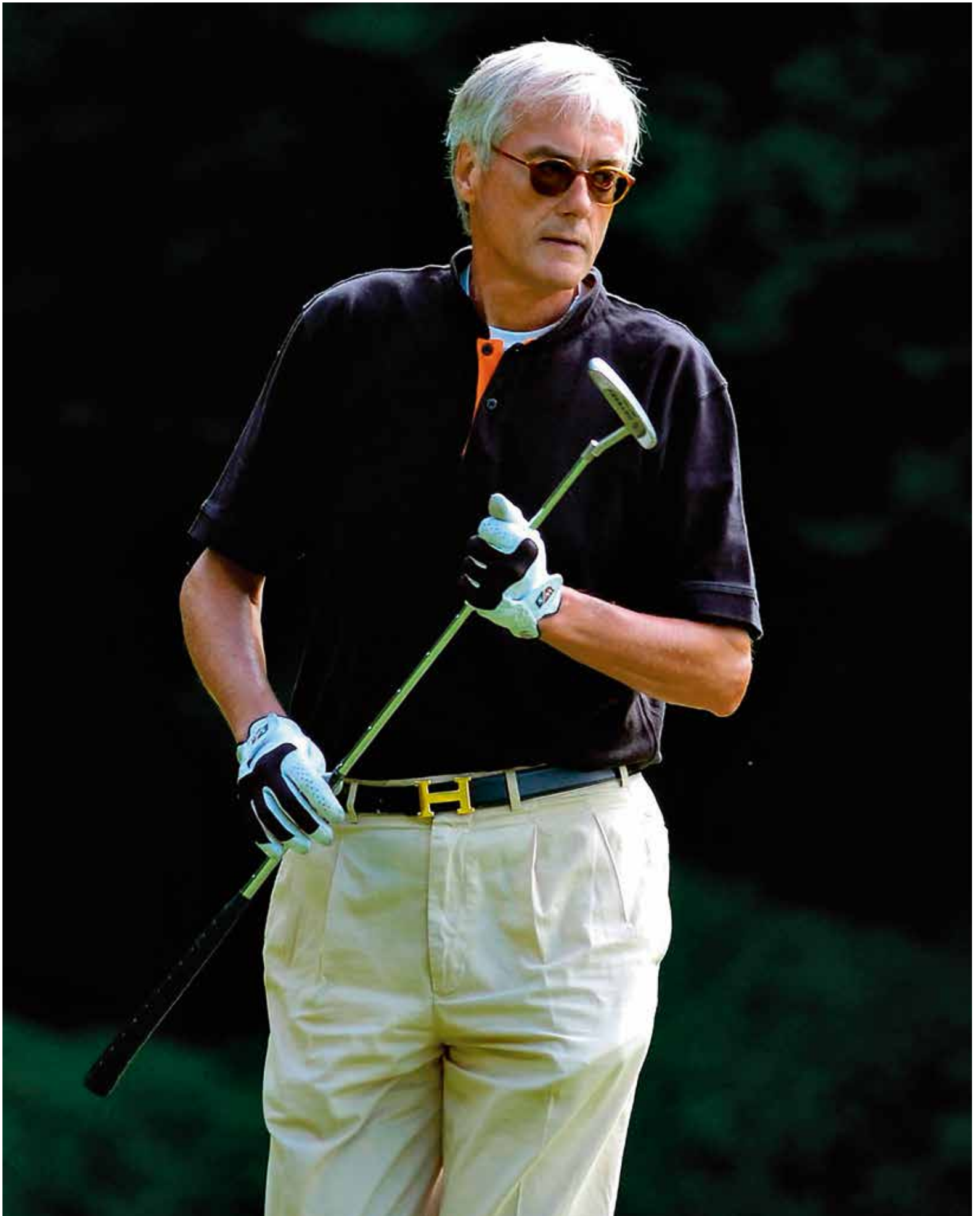
Ringier: Es ist zuerst einmal ein psychologischer Unterschied. Wenn ich im Tennis verliere, dann darum, weil ein Gegner einfach

«Die etwas elitäre Tradition behinderte aber auch, dass Golf populär wurde.»

besser war. Wenn ich im Golf schlecht spiele, dann bin einzig und allein ich selber schuld.

Weltwoche: Und über die Psyche hinaus?

Ringier: Im Tennis kann man sich physisch in einen Match zurückkämpfen. Man kann den ersten Satz hoch verlieren, aber das Spiel doch noch gewinnen. Golf hingegen ist kein physischer Sport. Alles passiert im Kopf. Sie kön-



«Alles passiert im Kopf»: Multitalent Ringier, Handicap 11.

nen mit Körpereinsatz im Tennis weit kommen, indem Sie rennen wie verrückt. Im Golf nützt es gar nichts, wie ein Verrückter dem Ball hinterherzurennen.

Weltwoche: Tennis ist einfacher?

Ringier: Technisch ja. Im Tennis kann ich den Ball auch mal nicht in der Mitte treffen, aber der fliegt immer noch ganz gut. Vielleicht mache ich sogar den Punkt damit. Im

«Ich möchte auf dem Golfplatz ein gutes Bild abgeben. Das gehört zur Tradition von Golf.»

Golf führt derselbe Schlag zu einer Katastrophe. Golf ist sicher der Sport mit der geringsten Fehlertoleranz.

Weltwoche: Kann ich bestätigen. Man weiss vor dem Golfschlag nie, ob er top oder flop wird.

Ringier: Und die Wirkung eines schlechten Schlags ist auf dem Golfplatz nicht dieselbe. Wenn ich im Tennis zwei Bälle ins Aus schlage und so zwei Punkte verliere – nun gut, das kann ich schnell wieder wettmachen. Wenn ich den Ball im Golf ins Aus schlage und mit dem zweiten Schlag im Gebüsch lande, dann ist die Runde gelaufen. Das hole ich nie mehr auf.

Weltwoche: Sind Golfer angenehmere Zeitgenossen als der Rest der Sportlergemeinde?

Ringier: Es ist eine andere Art der Begegnung, die man hat. Golf ist ja ein Sport, bei dem man während des Wettkampfs auch über private Dinge miteinander redet. Das gibt es in anderen Sportarten nicht. Man spielt in Turnieren ja oft mit Leuten, die man bisher nicht kannte. Mal erfährt man von einem Handwerker interessante Details über seinen Beruf, beim nächsten Mal trifft man sich vielleicht mit einem Oberarzt.

Weltwoche: Golf wäre demnach weniger verbissen als andere Spielformen?

Ringier: Das trifft zu, auch in der absoluten Spitze. Es ist mit Abstand der sportlichste und faireste Wettbewerb, den es gibt. Man sieht das bei den Golfprofis immer wieder. Wenn die bei einem Schlag unbeabsichtigt auch nur einen Grashalm berühren, dann melden sie das freiwillig und nehmen einen Strafschlag auf sich. Ebenso auffällig ist, wie sehr sich Golfprofis über einen guten Schlag eines Gegners freuen und dazu applaudieren. Das gibt es beim Fussball oder Tennis nicht. Ich denke schon, dass diese vorbildliche Fairness auf die normalen Golfer abfärbt.

Weltwoche: Dagegen steht die Meinung vieler, Golf sei nicht von Fairness, sondern von Snobismus geprägt.

Ringier: Das war früher sicher so. Golf ist in der Schweiz ja als Sport für die Gäste entstanden, vor allem für die Engländer. Im Engadin, wo ich gerne spiele, war es nicht die Idee, dass hier das normale Volk spielt, sondern die

Plätze waren für die Fünf-Sterne-Touristen reserviert. Die Einheimischen durften allenfalls am Nachmittag etwas mitmachen, wenn die Briten beim Champagner sassen.

Weltwoche: Manchmal, etwa wenn ich in England spiele, bedauere ich etwas, dass dieser etwas angestaubte Stil so völlig verschwunden ist. Dort spielt man teilweise bis heute mit Krautwatte und trägt im Klubhaus noch Jackett.

Ringier: Diese etwas elitäre Tradition hat mit gutem Benehmen zu tun. Das behinderte aber auch, dass Golf populär wurde. Die Industrie hingegen, zuerst in den USA, wollte aus Golf einen populären Sport machen und drang aus kommerziellen Gründen darauf, dass der frühere Stil verschwand, auch der Kleidungsstil.

Weltwoche: Wie kleiden Sie sich auf dem Platz?

Ringier: Das Hauptthema bei uns Männern sind ja die kurzen Hosen. Ab einem gewissen Alter, wie bei mir, beginnt das etwas eigenartig auszusehen. Bei 35 Grad im Süden, zugegeben, mache ich manchmal noch eine Ausnahme. Wenig halte ich auch davon, wie das manche lieben, auf dem Platz in einem kanariengelben T-Shirt und einer limonengrünen Hose herumzulaufen. Ich mache nicht den Clown, in diesem Sinn gehöre ich eher zur Gruppe der konservativen Golfer. Konzentration auf den Sport ist das Entscheidende für mich.

Weltwoche: Vielen Golfern ist der Spass auf dem Platz wichtiger als das Resultat. Darum gönnen sie sich während der Runde auch ein paar Biere.

Ringier: Das kann ich nicht. Ich gehe nicht auf den Platz, um schlecht zu spielen, nur weil der Spassfaktor stimmen muss. Bei mir muss beim Golf stets eine gewisse Ernsthaftigkeit dabei sein. Der Sport ist schon schwer genug, ich muss ihn mir nicht noch schwerer machen.

Weltwoche: Aber auch als seriöser Golfer, so nehmen wir an, werden Sie sich mitunter schrecklich über einen schlechten Schlag aufregen.

Ringier: Ich gehöre nicht zur Gruppe, die nach einem schlechten Schlag den Schläger wegwirft. Da würde ich mich schämen. Ich möchte tatsächlich auf dem Golfplatz ein gutes Bild abgeben. Ich finde, das gehört zur Tradition von Golf. In dasselbe Bild gehört, dass ich nach der Runde im Klubhaus nicht mehr über diese Runde sprechen will.

Weltwoche: Ja, das ist tatsächlich ein Phänomen. Viele Golfer reden hinterher noch stundenlang darüber, was auf der Runde alles passiert ist.

Ringier: Ja, die erzählen mir dann ausführlich, wie es dazu kam, dass sie am vierzehnten Loch im Wasser gelandet sind. Im Tennis gibt es das nicht. Nach einem Tennismatch ist der Match vorbei und wird nicht rekapituliert. Im Golf aber gibt es Mitspieler, die kennen jeden Schlag, den sie gemacht haben, und zwar über

Tage zurück. Und sie haben dann das enorme Bedürfnis, mir das alles zu erzählen. Ich finde hingegen, das Uninteressanteste an Golf ist das Golf der anderen.

Weltwoche: Woher kommt diese Macke der Nachbearbeitung?

Ringier: Es hat mit Verdrängung zu tun. Golf ist ja für die meisten von uns eine Abfolge von Misserfolgen. Das muss verdrängt werden. Man redet also stundenlang davon, was war, was wäre und was gewesen sein könnte.

Weltwoche: Therapeutische Überwindung der Realität, würde der Psychologe sagen.

Ringier: Golf ist die Kunst, damit umzugehen, dass die Bälle ständig irgendwo hinfliegen, wo man das überhaupt nicht geplant hat. Jeder merkt ziemlich schnell, ob er mit diesem ständigen Versagen umgehen kann. Manche sagen, Golf sei eine Lebensschule. Ich halte das für etwas übertrieben. Aber man muss lernen, das eigene Versagen zu akzeptieren.

Weltwoche: Und warum tun Sie sich das trotzdem immer wieder an?

Ringier: Ich mache das ja nicht, um zu versagen. Es gibt ja unglaublich viele schöne Golfplätze auf der Welt. Man schaut auf die Berge, man schaut aufs Meer, in der Regel trifft man

«Ich finde, das Uninteressanteste an Golf ist das Golf der anderen.»

einen Haufen netter Leute. Darum mache ich das. Dazu kommt ein Sport, der von allen Sportarten die grösste Herausforderung ist. Was will man mehr?

Weltwoche: Und was ist die grösste Herausforderung?

Ringier: Dass man nur gegen sich selber spielt. Der grösste Gegner im Golf bin ich selbst. Aber das hat auch eine motivierende Seite. Wenn ich heute gegen den Michael Ringier von 1980 Tennis spielen würde, ich würde 0:6, 0:6 verlieren. Wenn ich aber heute gegen den Michael Ringier von 1980 Golf spiele, kann ich ihn schlagen. Golf entzieht sich den Jahresringen. Nennen Sie mir einen anderen Sport, bei dem man auch mit siebzig Jahren noch besser werden kann. Darum hören wir alle mit Golf niemals auf.

Goldenes Händchen: Verleger Michael Ringier ist ein Multitalent. In den Siebzigern gehörte er zu den besten zehn Tennisspielern der Schweiz – mit Angriffstennis im Stil von «Serve and Volley». Dann begann er, Golf zu spielen, und erreichte zu seiner besten Zeit ein Handicap von 7. Heute ist es eine 11, womit er immer noch zu den besten 7 Prozent der Golfer gehört. Noch erfolgreicher war Michael Ringier als Sammler von moderner Kunst. Dort hatte er ein derart goldenes Händchen, gegen das sogar sein Tennis- und Golfgeschick verblasste. Und der Firmenwert seines Unternehmens hat sich, dank digitalem Geschäft, zuletzt ebenfalls verdreifacht.

Schuld und Sühne

Für schlechte Schläge sind Golfspieler selber verantwortlich. Nicht die Mitspieler, nicht die Platzverhältnisse. Oder?



Präventiv klagen viele Golfspielende schon vor dem Start zur Runde oder zum Turnier über das Wetter oder den feuchtfröhlichen Vorabend und die Kopfschmerzen am Folgetag.

Tee eins in meinem Golf & Country Club Hittnau: Der Ball fliegt an den Rand des Fairways und kullert erbarmungslos über die Kante den Abhang hinunter ins tiefe Rough. Schlag zwei wird zu einer echten Herausforderung. Schräghanglage. Rough. Jetzt den richtigen Schläger wählen. Ich entscheide mich für das längste Eisen. Hanglage annehmen. Konzentriert schwingen und drehen. Der Schlag gelingt. Dennoch entscheidet sich der dämliche Golfball zur Landung hinter der Fahne.

Und die Greens sind hart. Nach zwei Hüpfen rollt und rollt und rollt er bis zum Ende des Greens, an das ein steiler Abhang anschliesst. Den Rest kann man sich denken. Ich beschuldige zuerst das harte Green, dann die falsche Schlägerwahl und schliesslich den Golfplatzarchitekten, der das Green zu klein gebaut hat. Danach ziele ich auf die Greenkeeper, die das Rough nicht gemäht haben. Und auch mein Teaching Pro (den ich ansonsten sehr schätze) bekommt sein Fett ab. Wieso hat er genau diesen Schlag nicht mit mir geübt?

Ich bin immer wieder erstaunt, wie Golfer beiderlei Geschlechts einen missratenen Schlag mit «So ein Pech!» kommentieren. Mit Pech hat das wenig zu tun. Eher mit Unvermögen. Zu wenig Training. Lausiger mentaler Vorbereitung. Und mangelnder Konzentration.

Doch an wem oder was liegt es wirklich? Spezialisten in Sachen Schuld sind bekanntlich

die Kirchen. Ziel aller Seelsorge ist es schliesslich, Sünden zu überwinden und Schuld abzutragen. Um mit sich und der Welt ins Reine zu kommen, muss der Golfer oder die Golferin einen schlechten Schlag oder Putt als solchen anerkennen und eine höhere Instanz um Vergebung bitten. Daher all die oben erwähnten Vorwürfe. Sie erleichtern es dem Spieler, weiterzuspielen. Schuldig im golferischen Sinn macht sich, wer seine Verpflichtungen gegenüber dem Golfball nicht einlöst. Will heissen: ihn nicht richtig trifft.

Nach Aristoteles verdient der Mensch für alle «Handlungen, deren Ursprung er ist» auch Lob und Tadel. Er unterscheidet zugleich zwischen der Schlechtigkeit der Handlung (zum Beispiel ein verschobener Putt) und der Schlechtigkeit der handelnden Person. Im aristotelischen Rahmen können gute Golfer schlechte Schläge machen. Zum Beispiel dann, wenn die Ungunst der Umstände oder die Leidenschaft dazu führen, dass jemand freiwillig etwas tut, was untypisch für seinen Charakter ist.

Philosophen wie John Austin und Peter Strawson haben Aristoteles mit Blick auf die sozial geltenden Entschuldigungsgründe interpretiert. Entschuldigungen wie «Sie konnte nichts dafür, dass der Approach viel zu kurz war» oder «Er hat nicht auf den Ball geblickt» beziehen sich nicht nur auf einen psychischen Zustand. Der Golfer kann sich damit rechtfertigen, versehentlich auf einen Regenwurm getreten zu sein, aber nicht damit, versehentlich einen Ball nicht getroffen zu haben. Wobei in beiden Fällen ein psychischer Zustand der Unaufmerksamkeit vorliegt.

Nach der Schuld wollen wir uns auf die Sünden beim Golfspielen konzentrieren. Seit Adams Zeiten lebt der Mensch nur noch im «inneren Wissen» um den Garten Eden. Erst Jesus führte den Menschen – im übertragenen Sinn – wieder zurück in den Garten Eden, indem er ihn von seinen Sünden erlöste.

Heute erfreuen sich Adam und Eva am Golfspiel und an vielem mehr, was das Leben zu bieten hat. Ich wage zu behaupten, dass der Golfplatz der bessere Ort zur Partnerwahl ist als Tinder oder Elitepartner. Die Sünde ist achtzehn Loch lang allgegenwärtig: kurze Röckchen in bunten Farben, betont enge Dreiviertelhosen, die offensiv Kurven zeigen. Natürlich gibt es auch Hunderte von spielerischen Sünden. Etwa das Auspacken eines Schoggiriegels aus der knisternden Alupackung, unmittelbar bevor ich meinen Ein-Meter-Putt (selbstverständlich) hinter das Loch spiele, oder das unerwartete Hüsteln des Mitspielers während meines Backswings. Zusammen mit dem Erlangen der Platzreife lernen Golferinnen und Golfer den Umgang mit den Sünden auf den Greens.

Spätestens im Klubhaus spricht die Golfgemeinde aber nicht mehr über Schuld oder Sünde. Vielmehr informiert der Golfer detailgenau und in epischer Länge über jeden seiner 95 Schläge, die er benötigte, um sein Handicap erneut nicht zu erreichen. Und begeht damit seine vielleicht grösste Sünde überhaupt.

Peter Marti ist Werbeunternehmer und Pfarrerssohn.

Bein, Bauch, Brüste

Golf und Sex
schliessen sich nicht aus.
Aber es ist kompliziert.

Michael Bahnerth

«Golf und Sex sind die einzigen Sachen, die Spass machen, selbst wenn du nicht wahnsinnig gut bist.»

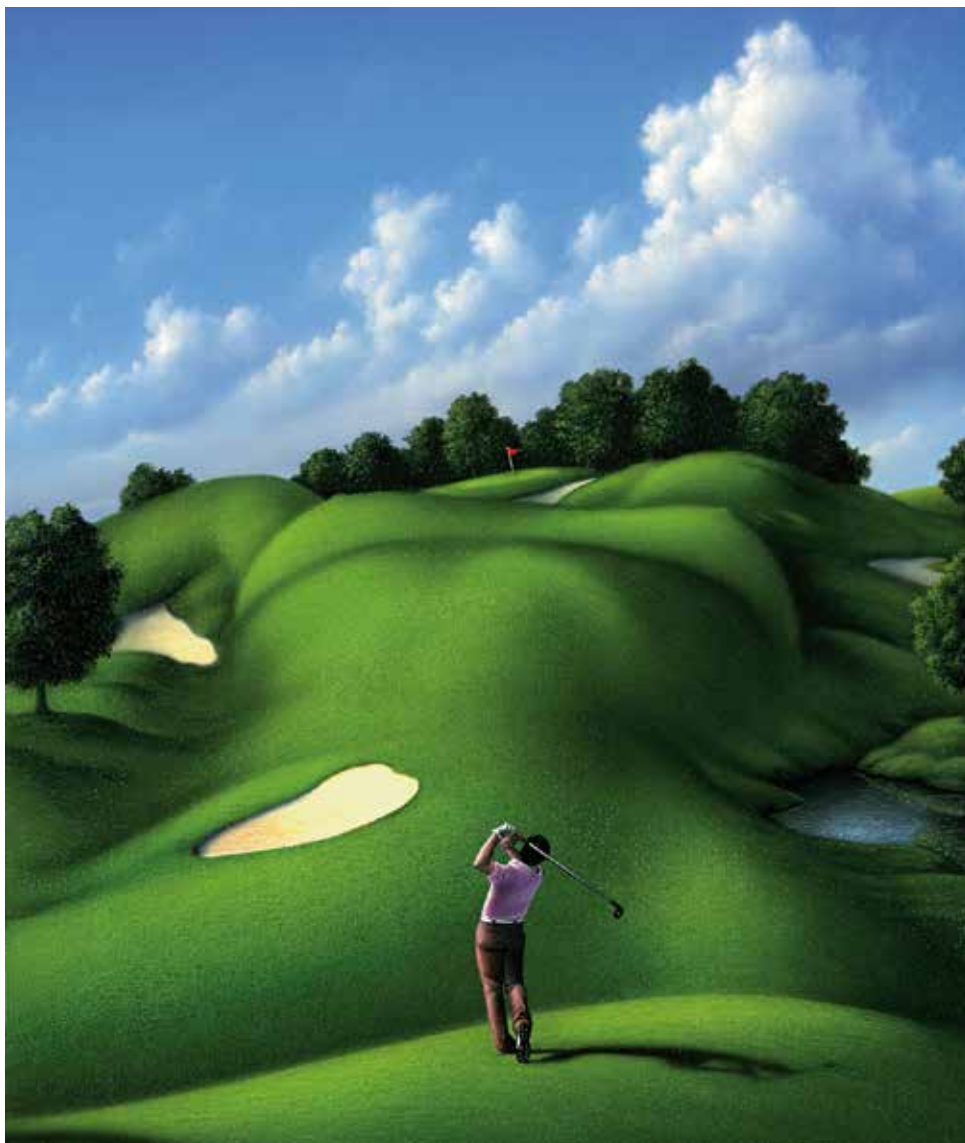
James Demaret

In keiner anderen Sportart ist seltsamerweise so viel von Sex die Rede wie im Golf, nicht mal im Profitanzten oder Turmspringen oder Reiten oder bei Miss-Fitness-Competitions. Das mag daran liegen, dass Golf als ein Spielfeld für alte weisse Männer gilt, die keinen Sex mehr haben ausser mit sich selbst. Aus diesem Loch ist auch der dämlichste aller Sprüche über Golf gekrochen: «Haben Sie noch Sex, oder spielen Sie schon Golf?»

Welcher Idiot diesen Satz wann in die Welt gesetzt hat, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich war es ein komplexbehafteter Mann, einer wahrscheinlich, der weder Sex hatte noch Golf spielen konnte. Um das mal richtigzustellen jetzt: Golfer und Golferinnen haben wahrscheinlich mehr Sex als beispielsweise Rennvelofahrer oder Vier-Stunden-Marathonläufer, deren ausgepresste Körper nichts mehr hergeben. Und falls Golfer noch weniger Sex haben sollten als die, dann nicht, weil sie nicht mehr können, sondern weil die Prioritäten sich verschoben haben und Golfen wichtiger geworden ist als Sex.

Diese Fokustransformation kann tatsächlich passieren. Golf ist die forderndste aller Geliebten, die zehrendste und verzehrendste aller Leidenschaften, die man sich zulegen kann. Sie kommt daher im Gewand einer eleganten Domina, die spielerisch die Symbiose schafft zwischen Freude und Qual. Sie kerkert einen ein in ihrem Reich, und das Reich sind achtzehn Löcher und 72 Schläge, und je braver man sich ihr gegenüber verhält, desto weniger Extraschläge bekommt man.

Einer meiner Golfkumpels sagte mal, Golf sei Sex, einfach ohne Mann oder Frau, und da ist was dran. Weniger wegen der ins Auge springenden Analogien, den Löchern, den Bällen, dem harten Eisen, dem Hole-in-one, der Arbeit aus den Hüften heraus. Mehr, weil gelungenes Golf, ein wirklich guter Schlag, einen ähnlichen Höhepunkt mit anschliessender Tiefenentspannung wie beim Sex in Aussicht stellt. Ich vermute,



Forderndste aller Geliebten.

dass bei Sex und Golf dieselben Hirnregionen swingen.

Sicher ist, dass, wie James Demaret, der 1983 verstorbene amerikanische Golfer (31 PGA-Siege, 3 Masters), sagte, Golf und Sex die einzigen Sachen seien, die «Spas machen, selbst wenn du nicht wahnsinnig gut bist». Die zunehmende Sexualisierung und Pornografisierung der Welt hat natürlich auch vor dem modernen Golf nicht haltgemacht. Man kann sagen, dass Sex im weiteren Sinn zu jener Zeit auf die Fairways der Welt kam, als Tiger Woods (82 PGA-Siege, 15 Majors, davon 5 Masters) sie nach Belieben dominierte.

Woods war damals zumindest der Typ, der alles lochte, was nicht bei drei auf den Bäumen war. Er kam, je nach Quelle, auf mindestens so viele Geliebte, wie ein Platz Löcher hat, also achtzehn. Andere Quellen sprechen von so vielen, wie er Bälle zum Einschlagen vor einer Runde drescht, so um die 120, die bekannteste war Skifahrerin Lindsey Vonn; da waren eine Ehefrau, eine Scheidung und die Rede von Sexsucht.

Die Frage ist nun, inwiefern sein Golf und seine Sucht in einem Zusammenhang stehen, wenn es denn überhaupt einen gibt. Es könnte auch banal sein und so, dass der beste Einlocher aller Zeiten einfach nirgends damit aufhören konnte. Wahrscheinlich verhielt es sich so, wie der amerikanische Schriftsteller Nelson Algren es in seinem Roman «Der Mann mit dem goldenen Arm» beschreibt: «Zuerst nährte ihn die Sucht, dann nährte er die Sucht.» Zuerst, als Tiger ein Golfgott, vielleicht auch noch, als er ein Golfhalbgott war, hatte er Sex aus Gründen der Euphorie, und als er aus dem Golfhimmel fiel, aus Verzweiflung. Ob er jetzt, nach einer Therapie und dem Autounfall, noch Sex hat, und wenn ja, mit wem, ist nicht bekannt.

Vermutet wird Erica Herman, Managerin seines Restaurants «The Woods» in Jupiter, Florida, aber die Sache scheint sich eher auf einem Fairway des Platonischen abzuspielden, scheint eine Freundschaft mit Händchenhalten zu sein, was vielleicht auch der Grund ist, dass die beiden, ohne das Gift des Stachels der Liebe, seit fünf Jahren einander zugewandt sind.

Die Zeiten, als Golf nur ein bisschen Sex-Appeal hatte, aber keinen Sex, sind jedenfalls und für immer vorbei. Man muss heute nur über die Plätze dieser Welt laufen, die nicht mehr nur bevölkert werden von Scheintoten in Golf-Carts, die mit einem Vierer-Hybrid knapp noch achtzig Meter schaffen und deren Bälle nach einem Eisenschlag vor sich hinröpfeln wie der Urin eines Prostatakranken.

Es geht heute chic zu, in figurbetonen Kleidern, und ein perfekter Swing ist tatsächlich etwas, was zumindest manchmal den Wunsch nach Sex erklingen lässt. Ein Golfabschlag ist eine Sache, die äusserst sexy ist. Zuerst gilt es etwas mit gespreizten Beinen dazustehen. Dann geht die Hüfte etwas zurück, was den Po in Richtung Welt bringt. Es folgt der Take-off, bei dem alles zum Leben erweckt wird, der Upswing, der alles verdichtet, dann der Downswing, bei dem der ausgestellte Hintern der Welt ade sagt, dafür aber sagt der Oberkörper deutlich hallo, der ganze Körper ist voller elastischer Spannung, bevor er alles entlädt.

*Ich vermute,
dass bei Sex und Golf dieselben
Hirnregionen swingen.*

Dass da Sex im Golf-Swing ist, der sich auch zu Geld machen lässt, hat am besten die US-amerikanische Golfspielerin Paige Spiranac begriffen. Ihre Schönheit schlägt ihr Talent, sie war mal College-Meisterin, nie aber bei den ganz Guten dabei. Heute ist die 29-Jährige, die ein bisschen aussieht wie eine Mischung aus Barbie und Marilyn Monroe, die erfolgreichste Youtube-Golfinstructorin mit 150 Instruktionsvideos und 270 000 Abonnenten, und bei Instagram folgen ihr fast dreieinhalb Millionen Menschen.

Paige zeigt, nebst mit wunderschön durchgestrecktem Körper vollführten Abschlägen, auch gerne Bein, Bauch, Brüste, trägt kurze Röckchen, eng anliegende Trainingshöschen und Bikinis, die so kurz geschnitten sind wie das Gras eines Grüns. Paige ist ein Gesamtkunstwerk, so ein *golf girl meets diva meets model meets porn star*-Wesen.

Was Paige noch nicht getan hat – sich ganz nackt zu präsentieren –, hat ein Golfer bereits getan: Brooks Koepka, 32 (8 PGA-Siege, 4 Majors). 2019 war das, und er war für kurze Zeit die Nummer eins auf der Tour, begehrt, eitel auch, und so stellte er sich für ein Magazin als nackter Adonis dar. Vielleicht war das gut für sein Image, für sein Golfspiel eher nicht. Im letzten Jahr gewann er nur ein Turnier, das Phoenix Open, im Moment ist er im Welt-Ranking auf Platz siebzehn. Was zeigt, dass Golf und Sex sich zwar nicht ausschliessen, aber dass es ebenfalls im langen Flug der Dinge so ist, dass Spitzensex und Spitzengolf zur selben Zeit eine Glückssache sind.

Wer hat's erfunden?

1954 realisierte der Tessiner Architekt Paul Bongni seine seltsame Idee. Er nannte sie Minigolf.

Kurt W. Zimmermann

Was ist der Unterschied zwischen der ungeordneten Wildnis und der geordneten Zivilisation? Es ist der Unterschied zwischen Golf und Minigolf.

Es gibt aktuell 38 081 Golfplätze auf der Welt. Jeder sieht anders aus, mal hügelig, mal flach, mal kürzer, mal länger, mal in der Wüste, mal am Meer. Überall auf der Welt sind Golfplätze völlig unterschiedlich.

Wie viele Minigolfplätze es auf der Welt gibt, weiss man nicht. Aber sie sind alle gleich. Alle haben die immer gleichen und genormten achtzehn Bahnen. Eine Minigolfanlage besteht aus betonierten Spielflächen, die allesamt zwölf Meter lang und 1,25 Meter breit sind. Überall auf der Welt sind die Anlagen völlig identisch.

Minigolf ist der einzige Schweizer Beitrag zum weltweiten Golfgeschäft.

Im März des Jahres 1954 eröffnete der Schweizer Gartenbauarchitekt Paul Bongni in Ascona im Tessin die erste Minigolfanlage der Welt. Bereits 1950 hatte Bongni ein entsprechendes Patentgesuch eingereicht, das 1953 bewilligt wurde. Er legte darin seine normierten Betonbahnen fest, die zwar immer gleich lang sind, aber über Wellen, auf Pyramiden und durch Tunnels führen.

Bongnis Idee hatte auch einen sozialen Hintergrund. Er wollte das damals elitäre Golfspiel für jedermann erlebbar machen, also für Friseurinnen und Karosserieschlosser und Volksschullehrer.

Es wurde ein Erfolg. 1962 gab es bereits 120 Anlagen in Italien, Österreich und der Schweiz.

So bestätigte sich erneut eine alte Regel: Die grossen Dinge dieser Erde münden stets in kleine Imitationen. Und grosse Vorbilder

werden von Nachahmern als Kleinkopien nachgebaut. Tennis wurde zu Tischtennis. Autorennen wurden zu Gokart. Und Golf wurde zu Minigolf.

Architekt Bongni hatte zwar eine gute Idee, aber sie brachte die beiden Golfgruppen nicht näher zueinander. Die kleinen Minigolfer weigerten sich, bloss als Abbilder der grossen Golfer durch die Welt zu ziehen. Sie wollten eigenständig sein. Die zwei Sportarten entwickelten sich völlig gegenläufig. Am besten sieht man das am Material.

Golfer haben vierzehn Schläger und einen Ball. Um den Ball ins Loch zu befördern, variieren sie mit ihren vierzehn Schlägern. Für den Abschlag nehmen sie den Driver, am Schluss lochen sie mit dem Putter ein.

Minigolfer hingegen haben nur einen Schläger und dafür vierzehn Bälle. Die Bälle können aus Vollgummi sein, dann hüpfen sie wie verrückt in den Betonschüsseln schnell hin und her, oder aus Weichgummi, dann kriechen sie langsam und bleiben an der Wand kleben. Die besten Minigolfspieler haben

bis zu fünfzig unterschiedliche Versionen im Angebot. Diese Bälle tragen sie in kleinen Köfferchen mit sich.

Das Längenverhältnis von Golfplätzen zu Minigolfplätzen ist etwa 30:1. Ein Minigolfplatz ist etwas über 200 Meter lang und umzäunt wie jede feste Anlage. Ein normaler Golfplatz ist etwas über sechs Kilometer lang, begrenzt nur durch Wälder, Gebüsch und Teiche.

Golfspieler halten darum nicht sehr viel von Minigolfspielern. Sie halten sie für eine Art Gartenzwerge.

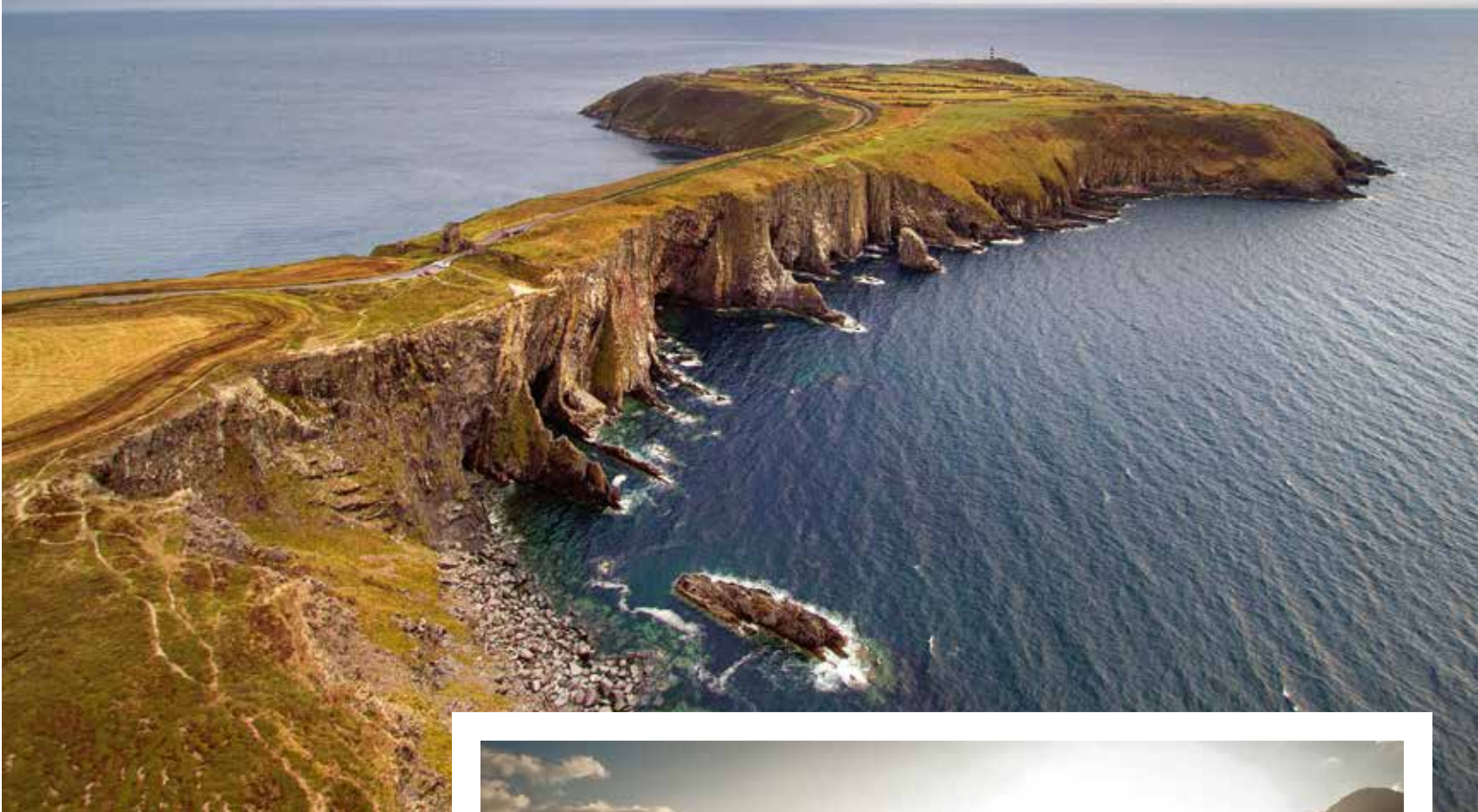


Grosse Vorbilder.

Sechs Weltwunder

Es gibt sechs Typen von Golfplätzen:
Links, Mountains, Parkland, City, Ocean, Desert.
Hier ein paar der schönsten Exemplare.

Kurt W. Zimmermann



Links: Nutzloses Land

Links nennt man den Küstenstreifen zwischen Meer und Ackerland. Es sind sandige, salzhaltige Böden mit spärlichem Bewuchs. Die Links sind ungeeignet, um Weizen anzubauen und Kühe darauf weiden zu lassen.

Die Schotten und Iren brauchten also einen Verwendungszweck für das nutzlose Land am Meer. Sie begannen, darauf Golf zu spielen. Links-Plätze wie Kingsbarns, Muirfield und Old Head (Bild oben) sind Legenden des Golfsports geworden.

In der Schweiz gibt es nur einen Platz, der ähnlich wie die Links-Courses gestaltet ist. Er ist in Leuk im Wallis (Bild rechts). Die Rhone ist hier zwar in der Nähe, aber das Meer fern.





Mountains: Beste Aussichten

In den Bergen Golf zu spielen, ist eine anstrengende Angelegenheit. Die Höhenunterschiede sind oft gewaltig. Elektrische Golf-Carts sind darum hier die Regel. Denn ausser Atem ist jede Aussicht nur ein halber Genuss.

Mountains-Plätze bieten oft spektakuläre Views, die ein Golfer niemals vergisst. Wenn man etwa in St. Vigil in Südtirol den Ball in diese Dolomitenwände drischt (Bild links), wird Golf ein Erlebnis wie ein Videogame.

Die Schweizer sind im Bergfach Extraklasse. Plätze wie Gstaad (Bild links unten), Andermatt, Crans und Engelberg gehören zu den besten Panoramapräsentationen, die im weltweiten Golfsport zu haben sind.



Parkland: Alter und Schönheit

Parkland-Plätze sind die weltweit verbreitetste Spezies unter den Golfkursen. In England, wo sie entstanden, wurden sie den Parkanlagen des viktorianischen Adels nachempfunden.

Der Kern der Parkland-Plätze ist ihr alter Baumbestand. Sie müssen also mindestens vierzig Jahre alt sein, bis sie echten Parkcharakter vorweisen können. Ausserhalb von Britannien gehören Plätze wie Biella in Italien und Son Vida auf Mallorca (Bild rechts) in diese Spitzenkategorie. Die Schweiz hat hier einiges zu bieten. Die Klubs von Luzern, gegründet 1903, und von Bad Ragaz (Bild rechts oben), gegründet 1905, gehören zu den ältesten Parkland-Plätzen des Landes.



City: Spielen vor Wolkenkratzern

Ein paar der besten Plätze dieses Planeten liegen direkt vor der Skyline der Millionenstädte. Die spektakulärsten City-Plätze sind der Sydney R. Marovitz Golf Course in Chicago, der Liberty National in New Jersey vor New York (Bild unten) und der Sentosa in Singapur.

Auch in der Schweiz gibt es einen famosen City Course. Der Dolder Golfclub (Bild rechts) beim gleichnamigen Hotel liegt in bester Wohnlage auf Zürcher Stadtgebiet. Ein Immobilienspezialist hat mal den Wert ausgerechnet, wenn man den Dolder-Platz in Bauland verwandeln würde. Es ist ihm dann vor lauter Milliarden ganz schwindlig geworden.



Ocean: Gischt auf dem Grün

Wenn einem der Wind beim Putten einen Hauch von Gischt ins Gesicht trägt, dann liegt der Platz nahe am Ozean, am besten am Pazifik, weil dort der Wellengang am höchsten ist. Der berühmteste Ocean-Kurs ist Pebble Beach in Kalifornien (Bild links) mit seiner unglaublichen Meersicht. In den meisten Rankings ist er der Platz Nummer eins der USA, wenn nicht der Platz Nummer eins der Welt.

In der Schweiz sind Ozeane nicht sehr verbreitet, aber es gibt auch hier Plätze, wo der Blick dramatisch aufs Wasser fällt. Eine perfekte blaue Umgebung bietet der Platz von Meggen (Bild Meggen) am Vierwaldstättersee.



Desert: Künstliche Landschaften

Als Dubai und Abu Dhabi aus Wüsten zu Touristenzentren wurden, war Golf einer der wichtigsten Treiber. Dubai hat heute vierzehn Kurse, darunter den famosen Emirates Golf Club (Bild rechts), Abu Dhabi deren sechs.

Die Plätze wurden aus der Wüste gefräst, von den weltbesten Golfarchitekten, die hier auf keine ökologischen Vorgaben zu achten brauchten. Die immergrünen Rasenflächen im Sand haben natürlich einen enormen Wasserverbrauch. Aber dann baut man neben dem Golfplatz halt eine zusätzliche Anlage zur Meerwasserentsalzung.

In der Schweiz gibt es keine Wüstenplätze. Und das wird trotz Klimawandelwarnungen vorderhand so bleiben.



«Läden sind mein Leben»

Der Berner Marc Rohr arbeitete unter anderem für Levi's, Nike und Apple. Heute ist er der grösste Golfhändler der Schweiz.

Stefan Waldvogel

Wir treffen Marc Rohr in seiner brandneuen Filiale in der Greencity in Zürich-Süd. «Ich bin ein Technikfreak, und ich habe gern mit Menschen zu tun», sagt er. Im Einzelhandel könne er beides wunderbar kombinieren. Über der Eingangstür seines Ladens steht «Golfers Paradise».

Rohr ist der grösste Schweizer Golfhändler. Im August 2017 übernahm der 52-Jährige die vormalige Familienfirma Golfers Paradise mit knapp hundert Angestellten. Er kaufte den Marktleader.

Die Familie wollte ursprünglich an externe Investoren verkaufen. Doch der Deal platzte. «Plötzlich hatte ich die Chance meines Lebens», sagt Rohr, «doch logischerweise schaffte ich dies nur mit einem grosszügigen Bankkredit.» Er verkaufte seine Apple-Aktien, die Familie half mit einem Darlehen. Die Zürcher Kantonalbank übernahm den Rest der Finanzierung. Sie verlangte unter anderem eine Lebensversicherung und die üblichen Gesundheitstests.

Mit insgesamt neunzehn Standorten und umgerechnet 85 Vollzeitstellen ist Golfers Paradise zurzeit der klar grösste Händler in der Schweiz. Zusammen mit dem Online-Shop erwirtschaftet das Unternehmen von Marc Rohr rund 29 Millionen Franken Umsatz. Nummer zwei im Markt ist das Golf Center mit insgesamt sieben Filialen und rund zehn Millionen Franken Umsatz. Es gehört seit vergangenem Jahr ebenfalls zur Gruppe von Marc Rohr. Auf Platz drei folgt Umbrail Golf Import, das unter anderem die Shops in den beiden Migros-Golfparks Otelfingen und Waldkirch betreibt.

Mit rund vierzig Millionen Franken Umsatz deckt Rohr weit über die Hälfte des golferischen Retail-Markts in der Schweiz ab. Umsatzträger sind Golfequipment, vor allem Schläger, und Textilien. Der Markt hat sich in den letzten zwanzig Jahren stark professionalisiert. Früher führten die Golflehrer nebenbei die mehr oder weniger grossen Verkaufsläden mit Verbrauchsmaterial direkt in den Klubs. Die Läden heissen darum heute immer noch Pro Shops, werden aber nun von Spezialisten betrieben.



«Investieren, statt mit Rabatten um sich schlagen»: Golfunternehmer Rohr.

Rohr, breitschultrig, Bartträger, entdeckte seine Leidenschaft für den Verkauf durch Zufall. Nach der Lehre als Maschinenmechaniker erwarteten die Eltern den Weg übers Technikum zum Ingenieur. «Als Zwischenjob vor der Rekrutenschule landete ich bei Coop am Früchtestand», sagt Rohr. «Da hat es mich gepackt, und ich wusste, dass ich nicht in eine Werkstatt oder hinters Zeichenbrett gehöre.»

Ein guter Kunde holte ihn als Jungverkäufer in einen angesagten Jeansladen der Stadt Bern. Von da an ging es schnell. Als 21-Jähriger durfte Rohr den ersten Levi's-Store führen. Der lief wie verrückt. «Nach dem Handballtraining bin ich am Abend wieder ins Büro gefahren, um

alles zu erledigen, was liegengeblieben ist», erinnert sich der frühere Team-Captain und Nationalligaspieler. Er sei nie der beste Torhüter gewesen, aber habe immer versucht, ein Vorbild zu sein.

Die Sportlerkarriere musste Rohr bald darauf beenden, beruflich ging es dafür umso schneller in die weite Welt. «Zuletzt war ich bei Levi's für Shops in dreizehn Ländern zuständig, entsprechend war mein Meilenstatus bei der Lufthansa», sagt Rohr. Vom Jeans-Spezialisten wechselte er zur nächsten amerikanischen Weltmarke, Nike. Nach weiteren vier Jahren ging es weiter zu Apple, wo er Chef des Apple-Stores in Zürich wurde. Dort lernte er

eine Firmenphilosophie kennen, die «auf Kunden und Mitarbeitererlebnis fokussiert ist», und erlebte mehrfach, wie Tausende von Kunden für ein neues iPhone Schlange standen.

Im schnell gewachsenen Familienunternehmen Golfers Paradise ging es direkt nach der Übernahme um eine grundsätzliche Neuausrichtung. Lange Zeit war der Golfmarkt vor allem eine Discount-Schlacht. «Wir mussten weg vom reinen Preiskampf, bei dem niemand gewinnen kann», sagt Rohr, «da muss man investieren, statt einfach mit Rabatten um sich schlagen.» Seit der Übernahme hat er rund vier Millionen Franken in den Um- und Neubau der verschiedenen Filialen investiert.

Das grösste Risiko liegt beim wichtigen Geschäft mit den Golf-Outfit. Rohr kauft jedes Jahr für etwa sechs Millionen Franken Textilien ein. Da ist es entscheidend, die richtigen Modelle und vor allem die richtigen Farben und Grössen zu bestellen. Künftig hilft hier eine *business intelligence*-Software: «Unsere Einkäufer finden vielleicht ein gelbes T-Shirt besonders toll, die Kundinnen und Kunden kaufen dann aber zu 98 Prozent die Modelle in Schwarz, Grau, Blau oder Weiss.»

Allerdings, so viel hat er in den fünf Jahren als Golfunternehmer gelernt: Man muss nicht unbedingt ein guter Golfer sein, um die Produkte an den Mann oder die Frau zu bringen. «Unser bester Verkäufer», sagt Rohr, «hat selber nie gespielt.» Natürlich hat der ehemalige Handballer selber auch mit Golfen begonnen. Er kam schnell vorwärts, doch dann folgte sozusagen ein Strategiewechsel. «Nun hat mir mein Golflehrer dringend empfohlen, von linkshändig auf rechtshändig zu wechseln», sagt Rohr, «da beginnt man praktisch wieder bei null.»



Neuausrichtung: die neue Filiale von Golfers Paradise im Zürcher Gebiet Greencity.

ZAHLEN UND FAKTEN Golf in der Schweiz

Rund 120 000 Golfspieler: Ende 2021 waren exakt 99 330 Golferinnen und Golfer in der Schweiz offiziell registriert, das sind knapp 4 Prozent mehr als Ende 2020. Dazu kommen schätzungsweise 10 000 bis 20 000 weitere Spieler, die bei einem Klub im Ausland Mitglied sind, oft mit sogenannten Fernmitgliedschaften, die sehr billig sind und als Spielerlaubnis genügen.

Fast hundert Klubs: 98 Golfklubs mit total 1530 Spielbahnen sind Mitglied im Verband Swiss Golf. Dazu kommen die beiden Public-Golf-Organisationen ASGI und Migros Golfcard, mit deren Mitgliedskarten man ebenfalls überall spielen kann. Die sogenannten

Klubfreien werden immer wichtiger, aktuell sind es knapp 40 Prozent aller Golferinnen und Golfer in der Schweiz.

Kosten von zwei Milliarden: Bei geschätzten Investitionen von durchschnittlich zwanzig Millionen Franken für einen Golfplatz investierten private Investoren bisher rund zwei Milliarden allein in den Bau. Ein gewichtiger Investor ist die Migros, die sechs Golfplätze und zwei Übungsgelände betreibt. Der Unterhalt der Anlagen ist aufwendig; es braucht dazu mindestens ein halbes Dutzend Greenkeeper, wie man die Spezialisten für das Mähen bis hin zum Aerifizieren nennt.

45 Loch im Maximum: Mit 1785 Mitgliedern und einer 45-Loch-Anlage gilt der Golf Club Saint Apollinaire bei Basel als grösster Klub der Schweiz. Im kleinsten, dem Golf Club Les

Coullaux (9-Loch-Platz) bei Montreux sind es gerade einmal 67 Golferinnen und Golfer.

327 Golflehrer: 300 Männer und 27 Frauen sind aktuell als Swiss PGA Professionals tätig. Die Golflehrer, kurz Pros, sind in aller Regel Selbständigerwerbende, die dem Klub, bei dem sie arbeiten, einen Anteil ihrer Einnahmen abgeben.

Tickets bis 60 000 Franken: Die Mitgliedschaft in Golfklubs kann ganz schön ins Geld gehen. Bei Edelklubs wie Zumikon oder Schönenberg beträgt die Aufnahmegebühr um die 60 000 Franken – falls man überhaupt aufgenommen wird. Bei weniger ambitionierten Klubs zahlt man zwischen 5000 und 10 000 Franken. Immer mehr Spieler verzichten auf Mitgliedschaften und sind als Greenfee-Golfer unterwegs, die nur pro Runde zahlen.

Von einem anderen Stern

Die grösste Sportlerin aller Zeiten ist eine Golfspielerin.
Denn Babe Zaharias war auch in zwölf anderen Sportarten absolute Spitze.

Kurt W. Zimmermann

Es gibt nur sehr wenige Sportarten, in denen Frauen und Männer direkt gegeneinander antreten. Sie tun es nur dann, wenn ein aktives Hilfsgerät den Kräfteunterschied der Geschlechter aufhebt. Denn das Hilfsgerät gleicht den Nachteil der Frauen aus.

Das Hilfsgerät kann zum Beispiel ein Pferd sein oder ein Auto. Im Pferdesport etwa treten Frauen gegen Männer an, weil hier das Ross den entscheidenden Teil der Arbeit bestreitet. Im Automobilsport, etwa bei einer Rallye, kämpfen Frauen gegen Männer, weil hier der Motor den Job übernimmt. Dem Ross und dem Automotor ist es egal, ob sie oder er sie nutzen.

Gloriose Ausnahme

In Sportarten ohne solche Dritteinwirkung, etwa im Gewichtheben, Boxen oder Diskuswerfen, treten nie Frauen direkt gegen Männer an. Wo rohe Kräfte sinnlos walten, macht der Direktvergleich der Geschlechter keinen Sinn. Auch beim Golf spielen Frauen unter sich, weil sie mit ihren Schlägen nicht die Länge der physisch stärkeren Männer erreichen.

Im Golfsport gibt es eine gloriose Ausnahme. Sie heisst Babe Zaharias. Sie war golferisch von einem anderen Stern. Sie war die erste Frau, die

Ein einziges Mal hat Gott alle vorstellbaren physischen Talente in einer Person konzentriert.

1945 beim Los Angeles Open an einem Männerprofiturnier mitspielte. Zaharias überstand nach zwei Tagen den sogenannten Cut, qualifizierte sich also für die zwei Finaltage und spielte sich dort ins Preisgeld. Auch beim hoch-

klassigen Turnier der Phoenix Open wurde sie als Amateurin 33. im hundertköpfigen Profimännerfeld.

Wettkämpfe unter Frauen waren für sie eher Erholung. Sie gewann auf der Ladies Tour siebzehn Topturniere wie das US Open und die



Sie gewann das Turnier: Mildred Ella «Babe» Didrikson Zaharias.

British Championships in Folge. Babe Zaharias war nicht nur bei weitem die beste Golferin, die diese Welt je gesehen hat. Sie war die beste Sportlerin aller Zeiten. Ein einziges Mal hat Gott bisher alle vorstellbaren physischen Talente in einer Person konzentriert. Er konzentrierte sie in Babe Zaharias, geboren 1911 in Port Arthur, Texas.

1932 machte sie zum Spass bei den Leichtathletikmeisterschaften der USA mit. Innert drei Stunden trat sie in acht verschiedenen Disziplinen an und gewann sechs Mal. Sie qualifizierte sich damit für alle Leichtathletikwettbewerbe der Olympischen Spiele von 1932 in Los Angeles. Doch die Statuten schrieben vor, dass sie nur in drei Disziplinen antreten durfte.

Sie siegte dann bei Olympia über achtzig Meter Hürden und im Speerwurf. Auch

im Hochsprung war sie die Beste, doch die Funktionäre setzten sie auf den zweiten Platz zurück, weil ihnen ihr Kopf-voran-Stil nicht behagte. Als «unweiblich» disqualifizierte die Jury ihre Tauchrollertechnik.

Die dadurch zur Siegerin gekürte Konkurrentin Jean Shiley protestierte dagegen auf ungewöhnliche Weise. Die beiden Athletinnen verschmolzen ihre beiden Medaillen und behielten als Siegesprämie jeweils einen kleinen Klumpen einer Gold-Silber-Legierung.

Die Sportfunktionäre wischten ihr damit gerne eines aus. Sportskanone Babe spielte immer mal wieder für das Baseball-Profiteam der Brooklyn Dodgers, als einzige Frau in diesem Sport. Die Nähe zum Profibetrieb war damals Gift in der hehren Welt des unbefleckten Amateursports. Man vermutete, dass Babe sich bezahlen liess.

Ihr grösster Hit

Auch später spielte sie immer wieder in Profimännerteams

im Baseball, etwa mit den Boston Red Sox und den New Orleans Pelicans. Es ist unbestritten, dass Babe bis heute den schnellsten Ballwurf und den härtesten Schlag hatte, den man je von einer Frau gesehen hat.

Neben Leichtathletik, Golf und Baseball war sie absolute Spitze in Basketball, Tennis, Schwimmen, Schiessen, Boxen, Volleyball, Handball, Bowling, Billard, Eisschnelllauf und Radrennen. Weil ihr alles so leicht fiel im Leben, unterzeichnete sie bei Mercury Records einen Schallplattenvertrag. Auch das gelang. Ihr grösster Hit war «I Felt a Little Teardrop». Er erschien Anfang 1956.

Im gleichen Jahr starb Babe Zaharias an Darmkrebs. Kurz vor ihrem Tod spielte sie unter heftigen Schmerzen ihr letztes grosses Turnier. Sie gewann das Turnier.

Männchen für alles

Ich war ein Vierteljahrhundert lang Journalist. Heute leite ich einen Golfclub. Keine Sekunde würde ich wieder tauschen.



Ich behaupte jetzt mal: Mein Sommer-Arbeitsplatz gehört zu den schönsten überhaupt. Kein Strassenlärm, aber ein 360-Grad-Blick in die atemberaubende Bergwelt des Saanenlands mit dem Rüblihorn als markantestem Gipfel.

Doch weshalb bin ich als Manager des Golfclubs Gstaad-Saanenland im Klubhaus oberhalb von Saanenmöser gelandet? Sportjournalist war doch immer mein Traumberuf gewesen. Über ein Vierteljahrhundert lang lebte ich diesen Traum mit viel Hingabe und Leidenschaft. Ich hatte etwa das Privileg, Roger Federer während dessen grandioser Karriere sowie den SC Bern während der erfolgreichsten Phase in der Klubgeschichte journalistisch zu begleiten.

Doch gesellschaftliche Veränderungen und der Strukturwandel in der Medienbranche begannen die Freude zu trüben. Ungefähr im Zweijahrestakt wurden zuletzt Abteilungen fusioniert und/oder verkleinert. Zuletzt mussten wir uns in der Tamedia-Sportredaktion, der ich als Co-Leiter vorstand, aus wirtschaftlichen Gründen von geschätzten Kollegen trennen, obwohl diese weder ungenügend noch zu wenig gearbeitet hatten.

Zudem beschäftigte mich die Richtung, in die sich der Journalismus bewegt. Ich bemühte mich stets, fantasievoll zu erzählen, was passiert war, zu erklären, weshalb es passiert war, Zusammenhänge aufzuzeigen und den Protagonisten gerecht zu werden.

Doch das ist, seit im Online-Bereich genau gemessen werden kann, wie viele einen Artikel anklicken und wie lange sie sich damit

beschäftigen, nicht mehr genug. Das wurde mir an einem Beispiel aus dem Golf schmerzlich bewusst.

Ich hatte während der Corona-Zeit als einziger Journalist einer Schweizer Tageszeitung die Gelegenheit, per Videocall Collin Morikawa zu interviewen. Der Amerikaner, einige Monate zuvor Triumphator an den PGA Championships, war die Nummer vier der Welt und der Shootingstar der Szene. Als ich an einer Teamsitzung ein Porträt Morikawas anbot, waren die Reaktionen ernüchternd. In zwei Wörtern zusammengefasst: Wen interessiert's?

In der Sportberichterstattung geht es zunehmend um Skandale, Outings, Depressionen, Missbrauchsoffer und andere Auswüchse. Doch statt mit dem Finger auf die Berichterstatte zu zeigen, sollte jeder seinen eigenen Medienkonsum hinterfragen. Das Volk bekommt in unserer digitalisierten Welt genau den Journalismus, den es verdient.

Mir gab der Vorstand des Golfclubs Gstaad-Saanenland die Chance, zum zweiten Mal eine Herzensangelegenheit mit dem Beruf zu verbinden. Einen Golfclub zu leiten, hatte mich schon länger gereizt. Mein Urteil nach dreizehn Monaten: Es ist eine spannende, aber keine einfache Aufgabe. Ich habe in meinem ersten Jahr viel gelernt und auch mal Lehrgeld bezahlt. Trotzdem habe ich den Wechsel nicht bereut.

Einerseits arbeite ich in einem grossartigen, multikulturellen Team, andererseits ist ähnlich wie im Journalismus kein Tag wie der andere. Das Spektrum der Aufgaben ist aussergewöhn-

lich breit. Ich beschäftige mich – zum Teil mit tatkräftiger Unterstützung – mit Turnierorganisation, mit Buchhaltung, mit Marketing, mit Mitarbeiterführung und vielem anderem mehr. Zudem bin ich der Ansprechpartner für Mitglieder sowie Gäste, wodurch ich ein direktes Feedback von der Kundschaft erhalte. Und im Winter, wenn ich im Home-Office tätig bin, verpacke ich auch mal eigenhändig rund 500 Mitgliederrechnungen in Couverts. Als Golfclub-Manager bin ich also ein Männchen für alles.

Trotz grosser Arbeitslast konnte ich die Platzeröffnung kaum erwarten. Es ist schön zu sehen, wenn sich die Golferinnen und Golfer am Spiel auf dem hervorragend gepflegten Parcours in idyllischer Umgebung und am Speisen im mit vierzehn Gault-Millau-Punkten dotierten Restaurant erfreuen.

Besuchen auch Sie uns einmal – bei gutem Wetter lohnt es sich bestimmt, spielen Sie doch auf einem der schönsten Golfplätze der Alpen. In meiner jetzigen Rolle bin ich, anders als früher, zwar nicht mehr der Objektivität verpflichtet. Aber es ist trotzdem wahr.

Adrian Ruch ist seit April 2021 Manager des Golfclub Gstaad-Saanenland.

Golfschlag oder Militärschlag?

Fast alle amerikanischen Präsidenten spielen Golf. Kennedy war wohl der Talentierteste, Wilson der Verrückteste. Trump ist in den Country Clubs als «Pelé» bekannt.

Kurt W. Zimmermann

Im Frühjahr 1945 marschierte US-General George Patton mit seiner 3. US Army in Böhmen ein. Das Pflichtenheft für Patton und seine Offiziere war klar: Die Nazis waren umgehend zu vernichten. Für Patton und seine hohen Offiziere war die Vernichtung der Nazis allerdings nicht so dringend. Denn sie stiessen auf ihrem Vormarsch auf den grossartigen Golfkurs von Marienbad: ein Edelplatz, 1905 durch den englischen König Eduard VII. persönlich eingeweiht. Dort trieben sie sich die nächsten Tage Golf spielend herum.

Pattons Golfbegeisterung hatte welt-historische Folgen: Weil er lieber Golf spielte, marschierte nicht seine 3. US Army, sondern die sowjetische Rote Armee im Mai 1945 als Erste in Prag ein. Die Tschechoslowakei wurde darum für vierzig Jahre kommunistisch.

General Patton stiess mit seiner sportlichen Dienstauffassung auf keine Kritik von oben. Denn sein Chef war Dwight Eisenhower, der Oberkommandierende der alliierten Streitkräfte. Die beiden Männer verband eine tiefe

Freundschaft, sie verbrachten jeweils sogar die Sommerferien zusammen. Dabei spielten sie unablässig Golf. Wenn einer verstand, warum man einen Golfnachmittag einem Truppeneinmarsch bei weitem vorziehen konnte, dann war es Eisenhower. Eisenhower war absolut golfverrückt. Er spielte schon während des Kriegs, wann immer es nur ging. Als späterer US-Präsident ab 1953 spielte er Golf in jeder verfügbaren Minute. Er kam während seiner achtjährigen Amtszeit, so zählten seine Biografen, auf 800 Golfrunden. Auch der Korea-Krieg und die Berlin-Krise hielten ihn keine Sekunde davon ab, permanent den Schläger zu schwingen.

Nach seinem Abtritt wohnte Eisenhower praktisch auf dem Golfplatz von Augusta. Am 6. Februar 1968, mit 78 Jahren, erlebte er den Höhepunkt seines Lebens: Er schoss sein erstes Hole-in-one, traf also mit dem ersten Abschlag ins Loch. Ein Jahr später starb er in Frieden.

Nun war Eisenhower zwar absolut golfverrückt, aber der Verrückteste unter den US-Präsidenten war er nicht. Das war Woodrow

Wilson, im Amt von 1913 bis 1921 und damit der Präsident während des Ersten Weltkriegs. Wilson spielte während seiner Präsidentschaft über 1200 Runden. Eine Golfrunde dauert, samt Anreise und Drumherum, um die acht Stunden. Wilson war damit an 150 Tagen pro Jahr wegen Golf nicht oder nur ganz kurz im Büro.

Auch am 2. April 1917, am Tag von Wilsons Kriegserklärung an Deutschland, bereitete er sich entsprechend auf dieses historische Datum vor. Er spielte mit seiner Frau eine vergnügliche Runde und gönnte sich dann ein paar Drinks.

Golf ist im Weissen Haus nahezu obligatorisch. Von den letzten fünfzehn US-Präsidenten spielten deren vierzehn Golf. Nur ein einziger fiel aus dem Rahmen. Das war Jimmy Carter, der sanfte Erdnussfarmer aus Georgia. Er bevorzugte Malerei und Holzschnitzerei.

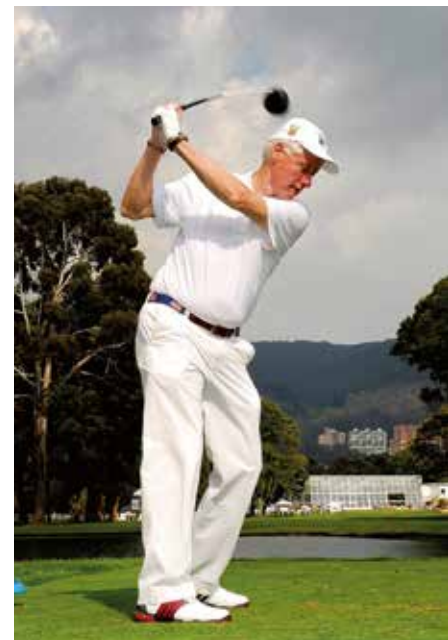
Golfspielen gehört zu den Ritualen der politischen Kultur Nordamerikas wie öffentliches Truthahnessen und Babyküssen. Viele US-Präsidenten, auch jene der neusten Zeit, spielten während ihrer Amtszeit ziemlich intensiv. Ba-



Tiefe Freundschaft: Dwight Eisenhower, Marine Air Station Course, Hawaii, 1960.



Unglaublich eleganter Schwung: John F. Kennedy, Hyannisport Club, Massachusetts, 1963.



Gefürchteter Schummler: Bill Clinton, Kolumbien, 2012.

rack Obama und Bill Clinton etwa kamen auf fünfzig bis sechzig Runden im Jahr. Donald Trump brachte es auf achtzig Runden pro Jahr.

Der regelmässige Ausflug in die golferische Grünzone führt in den USA kaum je zu Kritik in Medien und Politik. Man stelle sich vor, ein Boris Johnson, ein Olaf Scholz oder ein Ignazio Cassis würden mindestens einmal pro Woche, in aller Regel an einem normalen Wochentag, auf dem Golfplatz eine fröhliche Runde drehen. Die Journalisten würden durchknallen ob solch skandalöser Pflichtvergessenheit.

In den USA ist das kein Thema. Ein gutes Beispiel ist Bill Clinton, der mit seiner Sexaffäre mit Monica Lewinsky und seinem Impeachment an sich genügend ausgelastet schien. Er hatte dennoch Zeit, intensiv an seinem Golf-Engagement zu arbeiten. Im Rose Garden hinter dem Weissen Haus liess er sich einen Übungsplatz anlegen, gestaltet von Robert Trent Jones, dem teuersten Golfarchitekten der Gegenwart. Finanziert wurde das Projekt natürlich von den Steuerzahlern.

Es lohnte sich. Bill Clinton war der einzige US-Präsident, der während seiner Amtszeit sein Handicap herunterspielte. Am Schluss seiner acht Jahre als Präsident stand er bei Handicap 12. Das Handicap war allerdings darum so tief, weil Clinton gerne schummelte. Er war gefürchtet dafür, sich auf einer Runde drei oder vier sogenannte Mulligans zu genehmigen, nach einem missratenen Schlag also ungefragt einen zusätzlichen Ball ins Spiel zu bringen. «Das Recht des Präsidenten auf Begnadigung» nannte er diese Strategie.

Clinton hielt sich an die Tradition der US-Präsidenten, wonach ein Golfschlag stets einem Militärschlag vorzuziehen war. 1999

etwa startete Clinton mit seinen Streitkräften in der Operation Allied Force massive Bombenattacken im Kosovo. Es war, bis zum Ukraine-Konflikt, der letzte grosse Krieg in Europa. Clinton spielte fröhlich Golf, wie wenn ihn das nichts angehe.

Ebenso hielt es Barack Obama, Handicap 13. Auch während des Syrien-Kriegs spielte er unverdrossen eine seiner exakt 333 Runden, die er, statistisch erfasst, in seiner Amtszeit hinter sich brachte. In Syrien redete er zwar gerne von «roten Linien», die nicht überschritten werden dürften, konzentrierte sich hingegen eher auf die Putt-Linie auf dem Green. Obama war der

Woodrow Wilson war an 150 Tagen pro Jahr wegen Golf nicht oder nur ganz kurz im Büro.

erste Linkshänder in der Golfgeschichte der US-Präsidenten, physisch gemeint.

Umgekehrt hielt es George W. Bush, Handicap 11. Als er im März 2003 den Irak-Krieg lostrat, hielt er sich für mehrere Monate mit Golfspielen zurück und legte erst nach der Niederlage Saddam Husseins wieder zu. Nach seinem Rücktritt prägte er einen Spruch, der wohl für viele seiner Amtskollegen gilt: «Es ist schon erstaunlich», sagte Bush, «wer alles im Golf gegen mich gewinnt, seit ich nicht mehr Präsident bin.» 2019, im Alter von 72 Jahren, schaffte Bush auf dem Kurs des Trinity Forest Golf Clubs in Texas das erste Hole-in-one seines Lebens.

Die Frage, wer der beste Golfspieler unter den US-Präsidenten war, ist ein Dauerbrenner in den Diskussionen in amerikanischen Klub-

häusern. Rein theoretisch ist es Donald Trump. Er proklamiert für sich ein Handicap von 2,8. Das wäre für einen 76-Jährigen schon gewaltig tief. Trump ist ein sehr guter Golfspieler, kein Zweifel, aber ganz so gut, wie er sagt, ist er nicht. Ähnlich wie Clinton neigt er zu Schwindeleien. Ein Buch des Sportjournalisten Rick Reilly listet reihenweise Beispiele auf, etwa wie Trump den Ball gern in eine bessere Lage kickt und sich darum den Spitznamen «Pelé» einhandelte, oder wie er heimlich einen zweiten Ball fallen lässt. «Commander in Cheat» heisst das Buch, der Oberbetrüger, angelehnt an Commander in Chief, den Oberkommandierenden der US-Armee, der Trump tatsächlich war. Trumps wirkliches Handicap liegt wohl ungefähr bei 8 oder 9.

Der talentierteste Golfspieler, der jemals im Oval Office sass, war wohl John F. Kennedy. Er hatte einen unglaublich eleganten Schwung, spielte aber selten, weil er seit seiner Jugend unter schweren Rückenproblemen litt, die er mit täglichen heissen Bädern zu lindern versuchte. Ohne diesen Nachteil wäre er nahe an die Spielstärke von Profis herangekommen.

Anfang der sechziger Jahre versuchte Kubas Máximo Líder Fidel Castro Präsident Kennedy zu einer Golfrunde einzuladen, um das schwierige Verhältnis zwischen den zwei Nationen etwas zu entspannen. Fidel, wie er sagte, träumte von der Schlagzeile: «Präsident Castro misst sich mit Präsident Kennedy in einem freundschaftlichen Golfspiel.»

Kennedy erkundigte sich und vernahm, dass Castro ein lausiger Spieler war. Er lehnte die Einladung ab. Entspannungspolitik und Weltfrieden in Ehren, aber man muss seine Zeit nicht mit einem schlechten Golfer verschwenden.



Country Club de Bogotá,



333 Runden: Barack Obama, St. Andrews, Schottland, 2017.



Handicap von 2,8? Donald Trump, Trump International Golf Club, Florida, 2006.



Allein in der ersten Runde der Profis landeten hier 35 Bälle im Wasser.

Das berühmteste Loch der Welt

Das 17. Loch auf dem TPC Sawgrass in Florida, ein Inselgrün, ist ein Publikumsmagnet. Was seine Faszination ausmacht, ist leicht erklärt.

Kurt W. Zimmermann

Das Loch ist gerade mal 125 Meter lang. Es gehört damit zu den drei kürzesten Löchern, die es auf der Profi-Tour der Golfspieler überhaupt gibt. Es ist dennoch das berühmteste Golfloch der Welt geworden.

Das kurze 17. Loch auf dem Platz des TPC Sawgrass in Florida ist die grösste Partyzone im internationalen Golfsport. Zehntausend Zuschauerinnen und Zuschauer, gut bestückt mit Bierdosen der Marke Michelob, versammeln sich jeweils hier und warten darauf, dass die besten Golfspieler der Welt ihren Ball plumpsend im Wasser versenken.

Die Party steigt jeweils im März. The Players Championship, gekürzt TPC, ist eines der wichtigsten Turniere der Saison, das Preisgeld

für den Sieger beträgt 2,7 Millionen Dollar. Das 17. Loch des TPC Sawgrass ist darum so speziell, weil es ein sogenanntes Inselgrün ist. Die kleine, grüne Landefläche ist rundherum von Wasser umgeben. Wenn ein Schlag etwas zu kurz oder etwas seitlich verzogen ist, fliegt der Ball unweigerlich ins Wasser. Das führt bei den Zuschauern mit ihren Bierdosen jeweils zu frenetischem Hallo. Noch grösser ist der Jubel, wenn ein Spieler seinen Ball zielgenau nur wenige Zentimeter neben die Fahne setzt.

Letztes Jahr landeten allein in der ersten der vier Golfstunden 35 Bälle im Wasser. Es windete stark, was die Aufgabe noch schwieriger machte. Der Wind hatte aber keinen nennenswerten Einfluss auf den Umsatz an Bierdosen.

Selbst die Giganten des Golfsports liefern an diesem 17. Loch eine Menge an Unterhaltungswert. 2019 zum Beispiel drosch selbst Tiger Woods zwei Bälle hintereinander ins Wasser und brachte sich so um den möglichen Turniersieg. Das Publikum mit den Bierdosen war ausser sich.

Man braucht kein grosser Psychologe zu sein, um zu verstehen, was die Faszination dieses 17. Lochs ausmacht. Es ist die Faszination der Gleichberechtigung. Der bescheidene Alltagsgolfer schaut dem bedeutenden Weltklassegolfer zu, wie der den Ball im Wasser versenkt. Dann nimmt er einen Schluck aus der Dose und sagt zu einem Nachbarn: «Schau, der kann es auch nicht besser.»



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!



In guten Händen.

Jürg Staub, Christof und Remy Reichmuth (v.l.), unbeschränkt haftende Gesellschafter.

Sein Vermögen in fremde Hände zu geben, heisst Vertrauen. Seit der Gründung 1996 handeln wir in unserem Familiennamen im Interesse der Kunden. Als echte Privatbankiers haften wir mit dem eigenen Vermögen.

REICHMUTH & CO
PRIVATBANKIERS